Gesammelte Schriften

von

Gustav Jahn.

Erster Band. – 3

Stettin.
Verlag von L. Weiss.
1847.

Wb/68/833

Druck von H. G. Effenbart's Erbinn
(J. T. Bagmihl) in Stettin.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wenn die nachstehenden Blätter sich unter die große Masse der Kinder unserer heutigen Literatur mischen, so geschieht dies nicht mit allzugroßer Blödigkeit von Seiten ihres Verfassers. Sie bestehen, wie ihr Titel andeutet, zum größten Theile aus bereits Gedrucktem, das sich schon hier und da Freunde gemacht hat, und treffen also auf ihrer Wanderung manchen alten Bekannten an. Ihr bisher noch ungedruckter Inhalt ist aber wenigstens ebenso gut gemeint. Doch kehren die gesammelten Schriften vielleicht auch in manchem Hause ein, zu dessen Thür die vereinzelten Aufsätze im Halleschen Volksblatte nicht gedrungen sind, und diesen neuen Lesern glaubt der Verfasser schuldig zu sein, sich über das auszusprechen, was sie zu erwarten haben.

Es ist, Gott sei Dank, in unsern Tagen dahin gekommen, daß jedes Buch, das nicht ausschließlich eine Fachwissenschaft behandelt, nach seinem Glaubensbekenntnisse gefragt wird, wie der Handwerksbursche nach seinem Passe. Nun, das der vorliegenden beiden Bändchen steht geschrieben Ap. G. 4, 12., wo es jeder Leser, der noch eine Bibel bei der Hand hat, selbst nachschlagen kann. Auf viel Ehre und Beifall vor der Welt haben also die beiden Wanderer nicht zu rechnen. Es ist ihnen auch nicht darum zu thun. Sie wissen, die heutige, schöne Welt ist für solchen vermeintlichen Köhlerglauben zu geistreich geworden; doch nicht allein das — sie sind sogar darauf gefaßt, daß unser moderner Geschmack ihre Auffassungsweise überhaupt vornehm belächeln wird.

Ueber solche Alltäglichkeiten, wie Sonnenaufgang, Vollmondschein, Maienwonne und dergl. blos um ihrer selbst willen sich zu freuen, ist ganz aus der Mode gekommen. Tragen doch unsere neuern Dichter nicht einmal mehr die Farben ihrer Dame, sondern an deren Stelle ist ein großer Weltschmerz getreten, dem sie ihre Lieder weihen. Wie dieser Weltschmerz eigentlich beschaffen ist, weiß zwar Niemand recht, aber sobald jetzt der junge Poet des Morgens aufsteht, seine Cigarre angezündet und sich auf das Sopha gestreckt hat, so beschäftigt er sich auch mit ihm, gerade so, wie sonst den Dichter vom Morgen bis zum Abend das Bild der Geliebten begleitete. — Wenn nun die Poesien der gesammelten Schriften nicht einmal Gnade

zu finden hoffen dürfen, wie viel trauriger wird es ihnen dann mit ihrer Prosa vor dem Richterstuhle des heutigen Geschmackes ergehen, da sich dieselbe ebenfalls fast durchgängig in der kleinen Welt des Herzens bewegt, oder unter christlichen Voraussetzungen unsere gegenwärtigen Verhältnisse betrachtet. Vor denen, die auf der Höhe der Zeit stehen, verschwindet aber jedes Einzel-Interesse. Der einzelne Mensch ist nichts. Alle Grenzpfähle, die Familien, Gemeinden und einzelne Stämme und Völkerschaften von einander trennen, sollen abgebrochen werden; ja, nicht einmal von speziell christlichen Gefühlen will man mehr wissen, sondern nur ein allgemeines Menschenthum soll noch gelten. Gott ist auch nicht mehr ein persönlicher Gott, sondern jeder Mensch bildet als solcher ein Stück von der Person Gottes.

Indessen der Verfasser der vorliegenden Büchlein kann nun einmal so hohen Gedanken nicht folgen. Gelänge es ihm auch, sich auf die gerühmte Höhe der Zeit zu schwingen, so würde er sich immerhin sagen müssen: Der Unermeßlichkeit des Weltalls gegenüber hat das innerlichste Stillleben und das ausgebildetste Weltbürgerthum gleiche Wichtigkeit! und von diesem Standpunkte aus betrachtet, würden ihm dann, beispielsweise, sogar die Verhandlungen einer erleuchteten Ständeversammlung mit allen ihren tiefsinnigen Weltverbesserungsplanen und geistreichen Reden, nicht viel anders erscheinen, als wenn in einem großen Saale etliche Fliegen mit den Köpfen an den Fensterscheiben

auf und nieder fahren. Sitzt nun inzwischen eine andere Fliege still in einer Ecke auf der Plattform einer Semmelrinde und putzt sich den Staub ab mit den zierlichen Bürsten ihrer Vorderfüße, so ist zwischen den Bestrebungen beider Partheien, wenigstens was den Saal anbelangt, kein wesentlicher Unterschied. Beide sind Fliegen und morgen todt. Nur wer einen persönlichen Gott hat und glaubt, der wahrhaftig unter uns erschienen ist, der sich speziell um jeden Einzelnen bekümmert, der die Haare auf unserem Haupte gezählt hat, nur der kann, wie er den unendlichen Werth jeder einzelnen Menschenseele erkennt, die ganze Menschheit in ihrer Bedeutung würdigen.

Wie der Thautropfen den ganzen Himmel, so spiegelt das einzelne Herz die Geschichte der ganzen Menschheit ab. Die Hauptsache ist, daß Tropfen und Herz klar sind, um das Bild richtig wieder zu geben. Ueberhaupt finden sich in Gottes Schöpfung überall auch in den kleinsten, unscheinbarsten Rahmen großartige Offenbarungen, wer nur den Schlüssel dazu hat. Das hat unser Herr in seinen Gleichnißreden bewiesen. Hier liegt das Geheimniß der Poesie. Und so kann denn ein Dichter, der ein fallendes Laubblatt besingt, den großen Weltschmerz besser begriffen haben, als Einer, der sich über die verweigerte Preßfreiheit in tragischem Pathos abquält.

Also was die Poesie der nachstehenden Büchlein anbetrifft, so geht da die alte, liebe Sonne noch alle Morgen auf und alle Abend unter, die Thautropfen

glitzern an den Grashalmen, Bäume und Sträucher blühen und bringen Frucht jegliches zu seiner Zeit, und der Odem Gottes ist es, der Alles allenthalben mit Leben erfüllt. — Wo etwa Zeitfragen behandelt werden, ist der Verfasser von seinem Standpunkte, nämlich dem Felsen des Wortes Gottes, gewöhnlich zu den umgekehrten Resultaten gekommen, als wenn der Naturforscher mit dem Mikroskope Untersuchungen anstellt — die Goliathe unserer Tage sind sehr zusammengeschrumpft. — Endlich, um die Thorheiten der Menschen zu geißeln, hat er einen Strick genommen und keinen Fliegenwedel.

Hier gleich noch eine kurze Erklärung über die Art und Weise seines Humors. Er hofft, daß derselbe nicht in jener krankhaften Sucht Witze zu machen besteht, die oft angewendet wird, um die Lacher auf seine Seite zu bekommen. Der christliche Humor wurzelt in der unvertilgbaren Siegesgewißheit bei allem äußern Druck und ist der Ausfluß eines Herzens, das nach des Apostels Begehr allezeit fröhlich ist. Er kann zwar derb werden, kann oft aussehen wie Spott und Hohn, darf's aber nie wirklich sein. Er soll wohl die Absicht haben zu treffen, aber nicht zu beleidigen. Thut er das letztere doch, so darf's wenigstens nicht seine Schuld sein. Die Menschen wollen einmal auf verschiedene Weise angefaßt werden. Wir kränken uns gemeiniglich bitterer darüber, uns lächerlich gemacht, als eine Sünde gethan zu haben. Wird nun Jemand erst schlagend seiner Thorheit

überführt, so liegt vielleicht auch die Erkenntniß seiner Sünde ihm nicht mehr fern. Damit wäre zugleich der Nutzen des christlichen Humors angedeutet.

Und nun glaubt der Verfasser mit gutem Gewissen von den Lesern scheiden zu können. Finden die gesammelten Schriften Abnehmer, so werden, salve ratificatione, aus den beiden Bändchen künftighin noch mehrere werden.

Ende Juni 1847.

Gustav Jahn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Etwas über Preßfreiheit.

Mittheilungen aus den Briefen des Schulzen Gottlieb H. in St. und seines Vetters des Cantors Nathanael R. in M.

St. den 16. Jan. 1843.

Der Schulze an den Cantor.

Der Herr Vetter weiß, daß sie mich vor etlichen Wochen zum Schulzen gemacht haben, und ich soll nun von Amtswegen der Klügste sein im Dorfe, mit Ausnahme des Herrn Amtmanns. Du könntest mir aber einen rechten Gefallen thun, wenn Du mir dazu behülflich sein wolltest. Ich danke zwar meinem Gott, daß ich in meiner Jugend die Wissenschaften nicht vernachläßigt habe, sondern Lesen, Schreiben und Rechnen bei unserm seligen Schulmeister gehörig gelernt; doch ist zu meiner Zeit freilich in der Schule nur Bibel, Gesangbuch und Katechismus traktirt worden und daraus genommen, was man für's Leben braucht; aber jetzt giebt es so viele Gelehrsamkeiten, von denen nichts in der Bibel steht und die denn doch in das Schulzenfach

schlagen. Da sind zum Exempel die Zeitungen. Es wird Dir noch vom vergangenen Sommer bewußt sein, als Du mit der Frau Liebsten uns besucht hast, daß wir in unserm Dorfe selbachte zusammengetreten sind und in meiner großen Stube alle Dienstag und Freitag die Politik vorlesen, die dem Gevatter Müller sein Eseltreiber mit aus der Stadt bringt. Nun sehen die Nachbarn allemal auf mich, wenns wo hapert und die Sachen zu gelehrt werden, und seitdem ich vollends Schulze geworden bin, schäme ich mich ordentlich, daß ich ihnen so wenig Rede und Antwort geben kann. Ich habe aber gedacht, Vetter Nathanael ist ein Mann, der die Gelehrsamkeit kennt und wohnt obenein in der Stadt, wo die Zeitungen gemacht werden. Du solltest Dir deshalb einen schönen Dank bei mir verdienen, wenn Du mir von Deinem Lichte ein Stümpfchen in meine Laterne geben wolltest, daß ich damit meinen Gevatterleuten leuchten könnte, wo ich und sie noch keinen rechten Bescheid wissen. Ich weiß ja auch, daß Du Dein Licht auf dem rechten Flecke ansteckst und von dem Lichtmacher holst, der gemacht hat das große Licht, das den Tag regiert, und das kleine Licht, das die Nacht regiert, und der gesprochen hat: »Mache dich auf und werde Licht!« und bin deshalb gewiß, daß ich mit Deiner Hülfe meine Leute vor keine unrechte Thüre bringen werde.

Da sollst Du mir nun vor allen Dingen in Einem Stücke mit Deinem Rathe an die Hand gehen.

Du sollst mir nämlich sagen, was es mit der Preßfreiheit für eine Bewandtniß hat, von der jetzt alle Blätter voll stehen. 'S kommt doch fast keine Nummer, wo nicht einer drum ruft und schreit, und thun doch die Menschen, als ob mehr Heil und Seligkeit dabei stände, als bei unserm Herrn Christus Seiner Erlösung. Wenigstens habe ich von der Freiheit, damit uns der befreit hat, noch kein Rühmens gelesen.

Ich habe wohl schon meine eigenen einfältigen Gedanken gehabt über Preßfreiheit; aber ich weiß noch nicht recht, wie ich heiße und auf was für Füßen ich stehe und wo der Wind herweht. Darum sollst Du mir erst sagen was Preßfreiheit ist. Hernach habe ich schon selber meinen Maßstab, mit dem ich messe was krumm oder gerade ist.

Weil wir einmal bei dem Kapitel über die Freiheiten sind, so habe ich dem Herrn Vetter noch zu sagen, daß meine Frau sich die Freiheit genommen hat und der Frau Liebsten ein Paar Körbe Birnen mit des Herrn Amtmann seinem Wagen schickt. Lasse sie sich der Herr Vetter mit wohlschmecken. Somit Gott befohlen.

Dein 2c.

Antwort.

M. d. 24. Jan. 43.

Das hätte ich nimmer gedacht, Gottlieb, daß Ihr in Eurem Dorfe solche Politiker geworden seid.

Da sieht man, was aus den Menschen werden kann; denn wer hätte noch vor 25 Jahren gemeint, daß Bauern über Preßfreiheit disputiren könnten! Vernachlässigt mir nur über Euren Zeitungen das Wort Gottes nicht, so will ich's schon gelten lassen. Am meisten freut es mich, daß das Erklären und Verdollmetschen gewissermaßen in Deine Hände gegeben ist, Vetter, denn ich kenne Deine Manier und will Dich nur bitten, daß Du Deine Weisheit immerfort aus der rechten Quelle schöpfen mögest. Mit meinem geringen Wissen will ich Dir gerne in allen Punkten willfährig sein, über die Du mich zu befragen für gut befinden wirst.

Was die Preßfreiheit anbelangt, so gehts Dir wie mir, wenn Du über ihren Namen und über die Füße, auf denen sie steht, noch nicht so recht in's Klare kommen kannst, und Unrecht hast Du gewiß nicht, wenn Du etwa meinst, daß der Wind so großen Theils aus Abend her bläst.

Siehst Du, Gottlieb, wenn einer bei uns was in Druck geben will, so läßt es der Staat, oder vielmehr die uns von Gott vorgesetzte Obrigkeit erst untersuchen, ob es keine wider das Christenthum gehende und der allgemeinen Wohlfahrt schädliche Meinungen enthält, und das heißen sie: »die Censur passiren müssen.« Die von dem König dazu gesetzten Richter müssen deshalb erst Erlaubniß geben zum Druck eines Buches und haben das Recht, ihn zu verbieten, wenn sie das Buch dem gemeinen

Besten für nachtheilig erkennen. Das wollen sich denn aber die Menschen nicht mehr gefallen lassen. Sie meinen, das Wort müsse frei sein; und wie jeder Vogel singen und jedes Thier schreien kann, was es will und wie es will, so müsse es bei den Menschen auch sein. Daß aber Jeder schreiben und drucken lassen kann, was er will, nennen sie eben Preßfreiheit und die, meinen sie, dürfe keinem Menschen vorenthalten werden und sie sei in den ewigen Naturgesetzen Gottes mit Vieh nnd Menschen gegründet. In Frankreich haben sie die Preßfreiheit schon lange und ihr müßt ja aus euren Zeitungen gelesen haben, wie dort jeder über den König und die Regierung schreiben und drucken lassen kann, was er will. Da giebt es keine Censur zu passiren, sondern das Gesetz spricht bloß hinterher, wenn sich einer etwa zu weit verstiegen hat.

Das wäre denn nun so das Hauptsächlichste über die Preßfreiheit und ich will Dir mit Fleiß jetzt nicht mehr schreiben, weil ich gern erst Deine eigenen einfältigen Gedanken über diesen Punkt hören möchte. Schreibe mir denn doch bald wieder. Meine Frau läßt schönstens danken für die übersandten Birnen und ich finde selber Deine Freiheiten besser, als die mit der Presse. Der Herr behüte Dich.

Dein ꝛc.

Zweiter Brief des Schulzen.

St. den 2. Febr. 1843.

Du hättest Deinen Brief schon etwas länger machen können, Vetter Nathanael, ohne dabei Gefahr zu laufen, um meine einfältigen Gedanken zu kommen, und wenn sie Dir nun etwa zu einfältig ausfallen werden, so hast Du Dir davon die Schuld beizumessen, weil Du mir im Grunde doch zu wenig geschrieben hast. So viel habe ich aber aus Deinem Briefe gemerkt, daß es mit der Preßfreiheit nichts ist.

Es ist ja gewiß, daß der Mensch kein Thier ist und mit keinem Vieh verglichen werden soll; aber wenn's auch wäre und der Mensch nicht besser gehalten sein wollte, als das liebe Vieh, so ist's doch mit der Singe- und Schreifreiheit der Vögel und Thiere noch nicht so ganz richtig. Ich habe zum Exempel in meinem Hofe unter den Hühnern ein halbes Dutzend Kapaunen, die können allesammt kein richtiges Kikeriki mehr herausbringen. Nun sollte man doch meinen, es könnte den Hühnern ganz gleich sein, wie eins schreit, aber das soll sich nur keiner einbilden. So bald einer anfängt mit seinem Kürüh oder Küriki, hackt gleich der ganze Hof, Hähne und Hühner auf ihn los und kein's will's sich gefallen lassen, daß das ehrliche Kikeriki, das die Hähne nun schon seit Adams Zeiten geschrieen haben, mit einem Male so verhunzt werden soll. Deshalb schleichen denn auch die elenden Ge-

sellen in allen Winkeln des Hofs herum, wagen sich nimmer recht in die Mitte und wenn sich einmal einer ganz allein glaubt, streckt er den dürren Hals in die Höhe und bringt sein verunglücktes Kikeriki heraus, duckt sich aber gleich wieder und schleicht sich davon, daß ihn nicht etwa der Hahn in dem Winkel suchen solle, weil er weiß, daß der sein Geschrei gewiß nicht die Censur passiren läßt.

Siehst Du, Vetter, so halten's die Thiere unter sich und ich könnte Dir da noch mehr Beispiele anführen, denn mein ältester Junge hatte einmal einen Raben, der sprechen konnte, und als wir drauf im Winter in der Scheune noch ein Paar andere fingen, sperrte er sie mit dem zahmen in einen Käfig, daß der Kluge die Dummen das Sprechen auch lehren sollte. Aber den Dummen dünkte ihr rab, rab, doch viel anmuthiger, als das »Racker!« und »Wer bist du!« des Gescheuten und sie hackten ihn noch in derselben Nacht todt.

Den Vögeln und Thieren müssen doch also auch ihre ewigen Gesetze vom lieben Gott vorgeschrieben und verordnet sein, nach welchen sie schreien und singen sollen, und es darf sie keins ungestraft übertreten. Deshalb haben die Vögel auch keine Singefreiheit in dem Sinne, wie's die Herren mit der Preßfreiheit meinen. Sie sind aber eigentlich doch frei und viel freier noch als wir Menschen, weil sie eben gar nichts anderes singen wollen, als was ihnen der liebe Gott in den Mund gelegt hat.

Und bei dieser Freiheit lassen sie dann auch jeden und mögen's nur nicht leiden, wenn einer seine besondere Weise singen will, wie die Kapaunen und der gelehrte Rabe.

In dem Sinne nun, Nathanael, lasse ich mir's gefallen, daß es mit den Menschen ihrem Drucken auch so ist, wie mit den Vögeln ihrem Singen. Da kann auch Jeder seine Freiheit haben, der eben nichts anderes schreiben und drucken lassen will, als was nach der Ordnung Gottes und nach den Gesetzen seiner Obrigkeit ist, denn für solche ist kein Verbot geschrieben. Anders wird aber auch kein Mensch wahrhaftig frei werden, denn was Du mir noch über Frankreich geschrieben hast, kommt mir erst recht verkehrt und närrisch vor. Die Menschen sollen dort volle Freiheit haben und schreiben und drucken können, was sie wollen, und doch liest unsereins ohne Unterlaß, wie dieser Zeitungsschreiber mit so und so viel Franks gestraft ist und jener so und so lange hat Arrest gehabt, weil er den König oder die Minister oder sonst wen in seiner Zeitung beleidigt hat, daß man meinen sollte, die Herren könnten gar nicht so viel verdienen, als sie bezahlen müssen und könnten vor allem Arreste gar nicht zum Schreiben kommen. Und das soll denn Preßfreiheit sein! Da mache sich ein Andrer einen Vers dazu. Ich will nun erst einmal abwarten, was Du zu meinen Geschichten meinst. Schreibe Du mir bald wieder.

Dein 2c.

Antwort.

M. d. 8. Febr. 1843.

Ueber Deinen Brief habe ich mich gefreut, Gottlieb, denn Du hast den rechten Fleck getroffen. Ja, der Mensch wird nimmermehr frei werden vom Gesetze, sobald er dasselbe als eine Macht gegen sich über stellt, die zu ihm spricht: »Du sollst das, und Du sollst das nicht.« Die wahre Freiheit vom Gesetze kann nur da stattfinden, wo der Mensch sich freiwillig unter den Gehorsam des Gesetzes begiebt, das Gesetz Gottes zu seinem eignen, zu dem Gesetze seines Herzens macht und nun von inwendig heraus gar nicht anders kann als es erfüllen, und jede Erfüllung desselben als eine freie Handlung seines durch Christum von der Sünde wahrhaftig befreiten Menschen ansieht, jede Uebertretung aber als einen Zwang betrachtet, den die Sünde, unter deren Knechtschaft er bisher gestanden, über ihn noch ausübt. »Wisset ihr nicht,« sagt St. Paulus, Römer am 6., »welchem ihr euch begebet zu Knechten in Gehorsam, deß Knechte seid ihr, dem ihr gehorsam seid; es sei der Sünde zum Tode, oder dem Gehorsam zur Gerechtigkeit.« Nur wer Christi Knecht ist, der ist wahrhaftig frei vom Gesetze, d. h. es ist für ihn kein Gesetz mehr geschrieben, das zwangsmäßig gegen ihn stünde, sondern das Gesetz ist mit dem Finger Gottes in sein Herz geschrieben, daß es die innere Triebfeder alles seines

Thuns und Lassens geworden ist und er gar nichts anderes mehr will als es befolgen. Ein solcher Mensch kann denn auch schlechterdings thun alles was er will, weil er eben nichts anderes will, als was Gott in Seinem Gesetz von den andern fordern muß. Wie der Herr selbst, Johannis am 2. sagt: „Und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen," so ists auch gewiß und wahrhaftig; denn indem wir eben die ewige, alleinige, göttliche Wahrheit erkennen, d. h. sie ganz und gar zu unsrer eignen machen, werden wir durch diese Wahrheit frei werden vom Gesetze, das nur der Sünde gegeben ist.

Und gerade so verhält sich's mit der Preßfreiheit auch. Die Menschen werden auch hier nie frei werden vom Gesetze, so lange sie gegen dasselbe ankämpfen wollen und damit gegen den göttlichen Willen ankämpfen; denn die Obrigkeit ist Gottes Dienerin uns zu gut, gesetzt den bösen Werken und nicht den guten. Und du hast freilich auch ganz recht, daß das noch keine Freiheit ist, wie sie die Franzosen haben, wo von Geld- und Gefängnißstrafe wegen Injurien immer noch die Rede sein muß. Das ist alles noch die falsche Freiheit, von der St. Petrus schreibt in der 2. Epistel, wo er spricht: „Und verheißen ihnen Freiheit, so sie selbst Knechte des Verderbens sind." Wenn die Menschen nichts anderes schreiben wollen, als was nach der göttlichen Ordnung und nach den bürgerlichen

Gesetzen recht und gut ist, so sind sie auch allesamt frei und brauchen für sich keine Censur mehr; da aber dieselbe um der Sünde willen der andern einmal da sein muß, sind sie doch frei, denn die Censur kann ihnen nichts mehr anhaben.

Aber die Sache hat noch einen andren Haken, Gottlieb, den ich Dir bald zeigen will. Der faule Fleck ist nämlich der, daß die Menschen gar nichts mehr wissen wollen von einer Obrigkeit und von einem Könige, der uns von Gott gesetzt ist und der das Schwert an Gottes Statt trägt, dem wir gehorchen müssen in allen Dingen, die nicht wider unsrer Seelen Seligkeit gehen, um Gottes Willen, für den wir auch beten sollen, und daß das nicht allein von den guten, sondern auch von den wunderlichen Herren gilt. St. Paulus, der über alles dies gar trefflich geschrieben hat, war auch der Obrigkeit gehorsam und betete für sie; seine Obrigkeit, Gottlieb, war aber damals ein Nero, ein Bluthund.

Da reden die Menschen aber nun heut zu Tage von einem gegenseitigen Vertrage, der zwischen König und Volk geschlossen ist, und nach welchem der König das Volk in seinen Rechten schützen soll und dasselbe ihm dafür gehorsam sein will. Sie wissen aber nicht, daß sie damit den schönsten Edelstein aus der Königskrone nehmen, nämlich, daß der König König ist aus Gottes Gnaden und nicht nach der Menschen Willkühr. Es läßt sich aber

leicht erklären, Gottlieb, daß sich dann die Menschen nicht gefallen lassen wollen, wenn ihnen ihr selbstgemachter König verbieten will, dies oder jenes zu reden. Da hast Du denn mit einen Hauptpunkt, warum des Rufens und Schreiens um Preßfreiheit gar kein Ende werden will. Du kannst nun schon selber ein bischen weiter darüber nachdenken.

Ueber Deine Geschichte mit den Kapaunen habe ich recht lachen müssen, obschon mancher gegen Deine Auslegung protestiren wird; doch wenn Du erzählst, wie sie so in den Winkeln herumschleichen, sollte man meinen, Du malest damit Diesen oder Jenen ab. Wenn ich wie Du wäre, Vetter, so ließ ich die sechs Kerle, die ein anderes Kikeriki aufbringen wollen, nicht länger auf meinem Hofe herumlaufen und wollte ihnen bald den Garaus machen. Und wenn's mir und meiner Frau zuviel würde, wüßte ich auch was ich thäte. Uebrigens läßt meine Frau Dich und Deine Frau schönstens grüßen, und somit gehab Dich wohl.

Dein ꝛc.

Eine Correspondenz zwischen Gottlieb und seinem Vetter über das neue Ehegesetz.

St. d. 7. Juni 1843.

Lieber Herr Vetter!

Ich soll mit dem Hammer an die große Glocke schlagen und dem Herrn Vetter vermelden, daß am vergangenen Dienstag meine Christel in ihr erstes Kindbett gekommen ist und einen gesunden Jungen zur Welt gebracht hat und daß der Herr ihr in ihrer schweren Stunde recht gnädig gewesen ist, so daß wir ihm von Herzen für den bescheerten Ehestandssegen danken konnten. Da ist denn nun die Freude groß, das kannst Du Dir denken und meine Alte hat sich als Großmutter schlimmer, als wie sie's machte, da sie die Christel selber auf den Armen hatte. Es hat mir noch keinen Augenblick leid gethan, daß ich meine Tochter mit dem Weidenthaler Müller zusammen gegeben habe, obschon nicht Alles vollauf da war und sie die Mühle mit Schulden übernehmen mußten, aber sie haben ihren Stand mit Gott angefangen und ich bin das lebendige Beispiel davon, was der Herr thun kann, wenn man seinen Stand mit ihm anfängt, denn ich kann sagen mit Jakob: »Ich hatte nichts als diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging.«

Vetter, Du wunderst Dich, daß ich noch kein Wort über das neue Ehegesetz geschrieben habe, da doch in allen Zeitungen schon Räsonnirens genug gewesen ist. Du meinst, ich müsse hier am allerersten ein Wort mitsprechen können, weil ich es mit der Elisabeth lange genug probirt habe.

Nathanael, dem ersten Menschen hat Gott der Herr selber das Weib zugeführt und mit wem er es heut zu Tage noch so macht, wer seinen Ehestand mit ihm anfängt, der läßt sich auch gewiß nicht von seinem Weibe scheiden. Wer ihn aber nicht mit Gott angefangen hat, der führt auch keinen christlichen Ehestand nnd ich kann mir recht gut denken, daß wenn dann Noth und Sorgen hereinbrechen und sie vertragen sich nicht und der Eine will hier hin und der Andere dorthin, so möchten sie wohl gern Beide wieder heraus. Soll's denn nun gut sein, wenn sie gezwungen werden drin zu bleiben? Um eurer Herzen Härtigkeit willen, hat euch Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben, steht ja auch geschrieben. Sieh, ich bin stille gewesen über diesen Punkt, weil ich nicht weiß, was ich dazu sagen soll. Ich habe immer gedacht, kommt das Gesetz, so ists gut; kommts nicht, ists auch gut, denn du und deines Gleichen, ihr habts ja schon lange in euren Herzen gehabt. Es kitzelt mich nur manchmal, wenn ich so die heillose Furcht mit ansehe, die die Menschen vor solchem Gesetze haben. Man kann die Art daran erkennen!

Uebrigens dächte ich, ich hätte oft genug angefangen und Dir das letzte Wort gelassen, daß wir's einmal umgekehrt machen könnten. Du kannst mir das Ding erst einmal ordentlich vorstellen und ich will denn so meine Meinung hinterdrein geben.

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 13. Juni 1843.

Aber Vetter, Du witterst ja doch sonst immer den Feind von ferne und weißt das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, zu führen, wie kommt's denn, daß Du hier auf so schwachen Füßen stehst? Was soll ich dazu sagen? Soll ich Dich loben? Hierinnen lobe ich Dich nicht. Wir müssen uns da ordentlich aussprechen.

Was ist die Ehe? Sie ist der erste und vornehmste Stand, den Gott der Herr selbst eingesetzt hat; denn als er den Menschen geschaffen, sprach er: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, darum will ich ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.« Gottlieb, Gott will Alles gut haben und hier spricht er: »Es ist nicht gut und ich will eine Gehülfin geben;« so ist also der heilige Ehestand das erste Mittel, das Gott gebraucht hat, um es mit den Menschen gut zu machen und soll hier Eins dem Andern helfen, diesen Zweck Gottes zu erfüllen.

Dem ersten Menschen hat Gott der Herr selber seine Gehülfin zugeführt, sagst Du. — Aber Gott-

lieb, thut er denn das heut zu Tage nicht mehr? Warum erhalten sonst unsere Ehen die kirchliche Weihe, oder für was hältst Du die Kirche? Entweder ist die ganze Einsegnung am Altare ein unnützes, veraltetes Herkommen, oder der Pastor segnet ein kraft seines Amtes, als verordneter Diener Gottes, im Namen dieses Gottes, und es handelt sich hier um einen wirklichen leibhaftigen Segen Gottes, der von da ausgeht.

Ich weiß recht gut, Gottlieb, wie und auf welcherlei Weise heut zu Tage manche Ehen geschlossen werden und welche Rücksichten die Leute zusammenführen; aber unser Unglaube hebt Gottes Glauben nicht auf. Das sei ferne! Die Ehe ist ein Stand, der zu Gott hinführen soll; aber der Weg zu Gott geht meistens nicht durch Blumenauen. Wenn nun ein Paar weltlich gesinnte Menschen sich heirathen, so empfangen sie dadurch daß die Kirche ihre Ehe einsegnet, obgleich sie vielleicht an nichts weniger denken, die gewisse Zusicherung, daß Gott der Herr sie zusammenfügt und sie durch diesen Stand auf einen Weg bringt, der zu ihm führt, wenn sie sich nur irgend wollen weisen lassen. Daß sie sich nun deshalb hernach doch oft genug nicht vertragen können, ist wohl ganz richtig; aber ist denn nicht eben die Sünde, die das innige Zusammenleben in der Ehe bei beiden Theilen zum Ausbruch bringt, schon ein Beweis davon, daß Gott diesen Stand zu einem besondern Segen eingesetzt

hat? Denn muß nicht überall die Sünde erst zum Ausbruch kommen, ehe sie geheilt werden kann? Wer aber weiß des Herrn Stunde? Und wenn sich ein Ehepaar zehn Jahre nicht vertragen hat, wer will denn sagen, ob sie nicht im eilften zur Erkenntniß kommen und ihnen also die zehn Jahre Zwiespalt zum Heile gereichen, weil diese sie eben zur Erkenntniß gebracht haben?

„Um eurer Herzen Härtigkeit willen hat euch Moses geboten einen Scheidebrief zu geben," steht geschrieben, das ist wahr. Aber ist denn die Kirche Moses? Leben wir jetzt in der Zeit des Gesetzes oder des Evangeliums? Ich aber sage euch, spricht der Herr unsrer Kirche: „Wer sich von seinem Weibe scheiden läßt — — der bricht die Ehe."

Den Staat könntest Du etwa Moses nennen, Gottlieb, und wenn daher dieser die Ehescheidung außer Ehebruch zuläßt, muß man sich das schon noch gefallen lassen. Aber Moses soll der Zuchtmeister sein auf Christum, und so hat jeder christliche Staat dahin zu streben, alle seine Gesetze und Einrichtungen je länger je mehr auf den Grund des Evangeliums zu bauen und durch Ermunterung und Strafe der Kirche in die Hände zu arbeiten. Wenn daher in dem neuen Ehegesetze die Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Ehe vom Staate anerkannt wird, ja wenn er bekennt, daß auf diesem Grunde nicht bloß das Glück der einzelnen Familien, sondern das Glück der ganzen großen Staatsfamilie

ruht und wenn er demzufolge nach einem Gesetze strebt, diese Heiligkeit der Ehe wieder herzustellen, so muß das ja wohl jeden Christenmenschen von Herzen freuen und ich kann nicht begreifen und ärgere mich über Dich, wie Du willst sagen: „Ich für mein Theil und meines Gleichen brauchen's nicht." Nein Gottlieb, wenn das neue Ehegesetz wirklich verhindert würde in Kraft zu treten, so wollte ich in meinem Herzen denken: unser lieber König hat wohl die Aufgabe begriffen, die der König im Himmel ihm und allen seines Gleichen hier auf Erden gegeben hat; aber sein Volk hat die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt, und das sollte mich von ganzem Herzen betrüben.

Aber, wie gesagt, wenn der Staat die Ehescheidungen zuläßt, da kann ich nichts sagen und da haben wir auch nichts zu sagen, weil es uns nichts angeht. Doch nun fragt es sich, wie sieht sie die Kirche an? Und da können wir wohl mitsprechen, denn da sind wir wohl allzumal Priester und die wahre Kirche duldet keinen sichtbaren Stellvertreter auf Erden, dem wir an Gottes Statt gehorchen sollten.

Die wahre Kirche, das heißt, die auf dem Worte unsers Herrn steht, kann nach seinem ausdrücklichen Worte keine andere Ehescheidung gelten lassen, als um Ehebruch, der eben ein Bruch und nicht eine Verletzung der Ehe heißt, weil das Band, was die Ehe zusammenhält, daß die Zwei ein Fleisch sein

sollen, gewaltsam gebrochen und so die Ehe in ihrem ganzen Wesen zerrissen ist. Aber weiter läßt sich die Kirche auch keine Ehescheidung gefallen, sondern sie hat nur wie Isaak einen Segen zu vertheilen; aber das ist ein wirklicher Segen und hätte man ihn sich auch mit List erschlichen, das heißt, sich trauen lassen ohne ein lebendiges Glied der Kirche zu sein, so bleibt's darum doch ein Segen und die Kirche kann ihn nicht wieder zurücknehmen. Ich habe Dir aber oben schon bewiesen, Vetter, daß ich das so verstehe, daß dieser Segen gar wohl bestehen kann, wenn sich die Eheleute auch alle Tage in den Haaren liegen, weil die Sünde erst heraus muß, ehe die Gnade hinein kann.

Die Kirche läßt also die Scheidung vom Staate nicht gelten und dies beweist sie schon dadurch, daß bei der Scheidung keine kirchliche Feier stattfindet. Es ginge nun das am Ende alles noch und kämen die beiden, Staat und Kirche, nicht gegeneinander zu stehen, wenn nicht die geschiedenen Eheleute, die bei Lebzeiten des andern Theils ein neues Ehebündniß einzugehen gedenken, noch einmal den Segen von der Kirche verlangten. Was hat nun diese da zu thun? Ich sollte meinen, die Frage wäre leicht zu beantworten. Sie hat das erste Bündniß noch nicht für ungültig erklärt und kann es auch nach den Worten ihres Herrn nicht, ja sie muß nach denselben das neue Ehebündniß für einen Ehebruch halten, kann diesen nicht gutheißen und hat auch

keinen Segen für ihn. Es ist doch also ganz klar, daß die Kirche vom Staate nicht gezwungen werden kann, geschiedene Ehegatten anderweitig einzusegnen, ohne sie von dem allerheiligsten Grunde des untrüglichen Wortes Gottes, darauf sie erbaut ist, zu stoßen; und wenn das bisher geschehen ist und wenn sie sich hat zwingen lassen, so hat sie das in der Zeit ihrer Schwachheit gethan und wir wollen von Herzen bitten, daß Gott sie wieder stark machen möge auf eignen Füßen einherzugehen und daß er den König unsern Herrn dazu salbe, seine Mutter, die ihn großgezogen, aus ihrer Schmach und Unterdrückung aufzurichten und so wieder frei und stark zu machen.

Siehst Du, Vetter, also hat sich ein Christ wohl zu freuen bei dem neuen Ehegesetz, und wenn die ganze Welt darüber schreit, und ist wohl interessirt dabei. Was übrigens aus dem Gesetze entstehen möge und ob es Zorn, Haß und Streit anrichten wird, danach haben wir nun erstens gar nicht zu fragen, denn wir sollen keine Gesetze geben, sondern nur denselben gehorchen; aber der König mag es in Gottes Namen und in seiner Kraft ausgehen lassen, denn weil es auf dem Grunde seines Wortes steht, so muß es auch gut sein.

Aber bald hätte ich noch ein Hauptstück bei dem neuen Gesetze vergessen, daß nämlich auf den Ehebruch wieder eine bürgerliche Strafe gestellt worden ist. Ja wohl hat's daran gefehlt, denn alle Gesetze des Staates müssen immer wieder auf das

Gesetz Gottes zurückgeführt werden können, und an demselben Orte, wo geschrieben steht: „Du sollst nicht tödten," steht auch: „Du sollst nicht ehebrechen", und die grenzenlose Unsittlichkeit unserer Tage ist ja der stärkste Beweis von den traurigen Folgen des bisherigen Verfahrens, wo der Staat durch sein gänzliches Ungerügtlassen stillschweigend das billigt, was die Kirche als Sünde erklären muß. Daß nun die Menschen gegen ein solches Bestrafen der Unzucht in Masse losschreien, ist leicht begreiflich; denn es ist ja leider so weit gekommen, daß wenn heut zu Tage alle Ehebrecher eingesperrt werden sollten, wir erst noch besondere Gefangenhäuser bauen müßten. Daß sie aber gegen ein solches Bestrafen von Staatswegen die Schrift selbst hervorholen und das Wort anziehen: „Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten," ist wieder grundfalsch; denn auch die Diebe und Mörder wird Gott richten, und siehst Du, Gottlieb, die eigentliche Versündigung bestraft der Staat nicht, sondern die wird Gott richten; aber weil der andere Ehegatte in seinem heiligsten Rechte, in dem der angelobten Treue, verletzt worden ist, so hat der Staat ihn hierin zu rächen, denn er ist ein Rächer über alle die, so da Böses thun. Und wenn der Staat die Ehen vom rechten Standpunkte aus betrachtet, wie im Glück der Familien auch sein ganzes Glück beruht, so hat er jeden Ehebruch auch als ein Staatsvergehen anzusehen und zu bestrafen.

Die Ehebrecher brauchen also nicht zu denken, daß ihnen zuviel geschieht, wenn sie bestraft werden, und dem Gerichte Gottes entgehen sie darum nicht.

Doch genug für heute, sonst vergesse ich den kleinen Ankömmling in der Weidenthaler Mühle ganz. Nun, meine Frau und ich gratuliren von Herzen zu dem neuen Großvaterstande und wünschen auch der lieben Wöchnerin ferner des Herrn gnädige Durchhülfe. In treuster Liebe

Dein ꝛc.

Der Schulze an den Cantor.

St. den 18. Juni 1843.

Bei Deinem Briefe habe ich's bald gemacht, wie jener Schulmeister, der, wenn er in der Schrift bis zum 118ten Psalm gekommen war, den folgenden Tag zu sagen pflegte: „Jungens, zieht die Röcke aus, wir wollen heute den hundert und neunzehnten beten!“ Ja alter Freund, der Pelzrock hat richtig vom Leibe herunter gemußt, denn es ist fast ein Stück Arbeit in einem Gange durchzukommen. Aber man sieht gleich, daß Du nicht mit zu Felde gewesen bist, denn sonst würdest Du wohl wissen, daß sich der klügste Feldherr doch manchmal überrumpeln läßt. Desto bessern Dank weiß er's aber auch, wenn ihm Einer noch zur rechten Zeit auf die Sprünge hilft, wo er den Feind eigentlich

zu suchen hat. Und so will ich's mit Dir machen. Du hast recht, Nathanael, und damit Punktum.

Der liebe Gott hat mich eigentlich mit der Nase drauf gedrückt, daß Du recht hast, denn es waren da gerade wieder ein Paar Aufsätze in der Zeitung von wegen des Ehegesetzes und die habe ich gelesen. Da wird nun in dem einen geradezu gesagt, daß die Ehe zu einer unerträglichen Zwangsanstalt werden würde, wenn sie unauflöslich sein sollte und daß kein vernünftiger junger Mann mehr einen Bund eingehen könne, von dem er vorher wisse, daß nicht wieder heraus zu kommen sei. Also, da hinaus wollen sie! Statt des alten: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden," etwa die Überschrift: „Geht's nicht, so gehen wir." Ja Vetter, wenn's denn bei den Leuten gilt, sich ganz von der Kirche loszureißen, so hat freilich der Staat nichts andres zu thun, wenn wir nicht ganz und gar in's blinde Heidenthum gerathen sollen, als die Mauern des Gesetzes um sie her aufzurichten und mit Moses zu sagen: „Führet die Ehebrecher hinaus vor's Lager und steiniget sie." Weiter wird denn gesagt, daß der Zweck der Ehen Kinder zu erzeugen und zu erziehen sei und daß es drum auch ganz billig wäre, daß eine Ehe, wo dieser Zweck nicht erreicht würde, wieder aufgelöst werden könne. Es ist aber doch erschrecklich, wie weit die Menschen sich vom Worte Gottes verlaufen können. Das soll der Zweck sein, was die Ehe nur als eine Ver-

heißung und als einen Segen überkommen hat. Auf diese Weise brauchte es ja aber der Ehe gar nicht und man hätte sich am Ende noch über die Menge der unehelichen Kinder zu freuen.

Aus dem andern Artikel kann man aber erst recht sehen, wie blind sie eigentlich sind. Er fängt recht scheinheilig an: wie es freilich eine traurige Wahrnehmung wäre, daß wir jetzt so viel unglückliche Ehen hätten, aber die Sachen würden noch viel schlimmer werden, wenn man keine Ehescheidungen mehr zuließe, und das wäre auch eine Beschränkung der persönlichen Freiheit jedes Einzelnen, gegen welche man nicht stillschweigen dürfe u. s. w. Dahingegen schlage man vor, daß durch besondere, vom Staat einzusetzende Behörden, Personen verhindert werden sollten, ein Ehebündniß zu schließen, bei denen man voraussetzen könnte, daß ihre Ehe keine glückliche sein würde. O über die unvernünftigen Vernünftigen! Ja, schlagt nur Gesetze vor, der Herr schlägt euch bei all eurer Weisheit doch mit Blindheit. Ich will einmal gar nicht erwähnen, daß ein Mensch allwissend sein müßte, wenn er vorhersehen könnte, wie eine Ehe ausfallen wird; aber ist's denn nicht handgreiflich, daß gerade das eine vielmal größere Beschränkung ihrer Freiheit sein müßte, wenn's von Menschen abhinge, sie zu verhindern eine Ehe zu schließen, und wie viel Menschliches würde dabei mit unterlaufen! Aber sie wollen's einmal nicht sehen, daß das kräftigste Mittel ist dem

Leichtsinn zu wehren, wenn mit allem Ernst auf die Heiligkeit der Ehe gehalten wird, oder sie sind mit sehenden Augen blind. Kurz und gut, Vetter, ich habe nun eingesehen, daß Du recht hast und daß der Staat, wenn er ein christlicher sein will, auch auf christliche Gesetze halten muß.

Aber es sind da noch zwei Punkte in Deinem Briefe, die mir viel zu schaffen machen, und ich wollte Dich wohl bitten, sie mir weiter auseinander zu setzen, weil Du mir doch einmal in dieser Sache das Licht aufgesteckt hast. Erstlich sagst Du, daß bei jedem Ehebruch die Ehe wirklich gebrochen wird und also schon geschieden ist. Heißt das nun so viel, als sie soll und muß nach christlicher Ordnung nun auch öffentlich geschieden werden und hat keine Geltung mehr, oder mit andern Worten, wenn nun der liebe Gott einen christlichen Menschen so heimsuchte, daß er so etwas erleben müßte, muß er sich da scheiden lassen? Das wäre der eine Punkt. Der andre ist der: Du sagst, daß die Kirche keinen Geschiedenen bei Lebzeiten des andren Theils wieder einsegnen dürfe, und ich glaube auch, Du hast recht; aber nun ist ja wahr, daß sie in diesen Zeiten genug Geschiedene eingesegnet hat und zwar durch ihre zugeordneten Priester — wie hat nun der Christ solche anzusehen? Sollen wir denn geradezu sagen, daß bei ihnen kein Segen sein kann und wie steht der Prediger dazu, der sie eingesegnet hat? Es sind das ein Paar Punkte, über die ich mir viel Kopf-

zerbrechens machen werde, wenn Du mir nicht bald heraus hilfst. So lasse mich denn nicht lange warten.

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 24. Juni 1843.

Meine Ansicht über die beiden Punkte, welche Dich beunruhigen, ist bald gegeben. Beim ersten fragst Du doch nur: »Was hat der Christ zu thun?« Wenn beide Theile den Herrn Jesus wahrhaftig gefunden haben, so wird wohl ein Ehebruch schwerlich vorkommen und es handelt sich also nur darum, ob ein christlicher Ehegatte in einem offenbaren Ehebruche des andern Theiles den Wink des Herrn zu erkennen habe, daß diese Verbindung aufgelöst werden solle? Ich glaube aber, eine Pflicht sich zu scheiden hat er auf keinen Fall und ich will Dir auch sagen warum. Das Recht dazu hat er freilich und ich kann's ihm auch nicht verdenken, wenn er's thut; aber ich meine, es kommt hier auf die Umstände und die besondere Herzensstellung des Einzelnen an, so daß man keine Regel geben kann. Bei jedem Ehebruch wird allerdings die Ehe wirklich gebrochen, doch der Bruch geschieht nur von dem einen Theile. Die Ehegatten sind aber durch doppelte Bande gegenseitig verbunden. Es ist also, trotz des gewaltsamen Risses immer noch ein Band vorhanden, das die Ehe zusammenhält und das ist nun eben der große Segen, den Gott der

Herr auf die Ehe gelegt hat, daß ein Theil durch den andern geheiligt wird, und weil der andere Theil den Bund heilig gehalten hat und in seinem Ehestande unter göttlichem Segen steht, die Beiden aber nicht zwei sondern eins sind, so fließt der Ehesegen des Einen auch auf den Ehebrecher über, bis ihn der Herr zur Erkenntniß bringt, wenn er sich bringen lassen will, und er in dem Blute sich reinigt, das da geflossen ist für unser aller Sünde.

Der zweite Punkt ist schwieriger. Die wahre Kirche Christi hat auf die Frage: ob Geschiedene wieder eingesegnet werden dürfen, nur die eine Antwort: Nein! Ihr Nein aber heißt verdollmetscht: »Mein Sohn, gehe hin, du bist schon gesegnet und ich will dir durch meine Weigerung die Möglichkeit lassen, dieses Segens, den du jetzt verschmähst, noch einmal theilhaftig werden zu können.« Nun ist aber die sichtbare Kirche Christi auf Erden noch niemals eine vollkommen freie und reine gewesen; doch arbeitet der heilige Geist fortwährend in ihr, sie ohne Flecken und Runzel darzustellen. Eine Macht, eine Kraft Gottes hat sie aber immer gehabt, auch in den Zeiten ihrer größten Verderbniß, denn der heilige Geist ist nie ganz von ihr gewichen. Doch ich will Dir die Sache durch ein Gleichniß näher bringen, das ich schon in meinem vorigen Briefe gebraucht habe. Unsere jetzige Kirche, Vetter, ist wie der Erzvater Isaak. Sie hat die Verheißung, sie ist erfüllet mit dem heiligen Geist, aber dabei doch voll

menschlicher Schwachheit. Sie macht's auch wie er. Er hatte einen Segen zu vertheilen, einen sonderlichen vor allen, er heißt: „Du bist wie ein Feld, das der Herr gesegnet hat! Gott gebe dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde und Korn und Wein die Fülle." Gottlieb, Isaak hatte nur den einen Segen und Esau wäre herrlicher geworden, wenn er sich unter seinen Bruder gedemüthigt hätte, denn da wäre er beim Volke Gottes geblieben und hätte von der Kraft des ersten Segens mit überkommen; aber nun stellt sich der Esau vor seinen Vater hin und hebet seine Stimme auf und weinet und sagt: »Hast du denn keinen Segen mehr für mich?« und der alte Isaak kann ihn nicht so stehen sehen und giebt ihm aus Schwachheit den zweiten. Bei alledem ists aber doch ein Segen, wer will das leugnen? Denn Isaak hatte eben eine Kraft zu segnen. Und so, halte ich dafür, ist's bei unsrer Kirche auch. Es fällt für die Geschiedenen, wenn sie die zweite Ehe eingehen, wohl auch ein Segen ab; aber es ist dann eben nur so ein Esaussegen! Das: „Siehe, mein Sohn, dein Geruch ist wie der Geruch eines Feldes, das der Herr gesegnet hat," muß wohl wegbleiben. Aber ein Segen ist's dabei doch.

Das ist meine Ansicht von der Sache. Ob's die richtige ist, weiß ich nicht, ich glaube es aber. Du kannst's halten wie Du willst; unsrer Seelen Seligkeit hängt nicht davon ab. Dein &c.

Der Weidenthaler Müller an den Cantor R.

Den 28. Juni 1843.

Lieber Herr Vetter!

Unser lieber Papa hat es übernommen, die Ankunft unseres Erstgebornen Ihnen zu vermelden. Mutter und Kindlein sind, Gott sei Dank, wohl auf und munter und wir gedenken das Letztere, so Gott will, zum 30. dieses durch die heilige Taufe ins Christenthum aufnehmen zu lassen. Da bitten wir nun beide, meine liebe Frau und ich, den Herrn Vetter recht dringend und herzlich, bei dieser heiligen Handlung die Stelle eines Pathen zu übernehmen. Unsre gute Mutter wird mit Ihnen ihr Enkelchen aus der Taufe heben. Grüßen Sie die Frau Muhme und bringen Sie dieselbe auf alle Fälle mit.

Ihr rc. rc.

Nachschrift des Schulzen.

Daß Du kommst, Vetter, versteht sich von selbst. Es ist mein erster Enkel und da wird keine Entschuldigung angenommen. Wir rauchen dann zusammen eine Pfeife und können noch ein Weiteres über alle diese Punkte schwatzen, von denen wir uns geschrieben. Aber den ersten Tag wird nichts geschwatzt. da siehst du mir bloß den prächtigen Jungen an und hilfst uns danken und loben. Den zweiten Tag kannst Du ihn auch noch ansehen, aber wir wollen denn so von dem Jungen einen Uebergang nehmen und auf den heiligen Ehestand zu sprechen kommen.

Dein rc.

Des Schulzen Gottlieb Erntefeier.

Eine Correspondenz zwischen ihm und seinem Vetter.

Der Schulze an den Cantor.

St. d. 14. Sept. 1843.

Lieber Herr Vetter!

Du sollst mir für diesmal einen rechten Gefallen thun und ich weiß schon vorher, daß Du nicht nein sagst. Ich muß mich aber kurz fassen, denn wir haben noch alle Hände voll zu thun, um Gottes reichen Segen unter Dach und Fach zu bringen. Du solltest mit hier sein, Vetter! Manchmal liegen die Schwade so dick, daß man die Harke absetzen und sich besinnen muß, ob einem der Segen auch alle gehört und zukommt. Nun über 8 Tage, wenn der Herr auch fernerhin gut Wetter schenkt, meine ich fertig zu werden und das Letzte einzubringen und da habe ich mir nun gedacht, wenn der letzte Wagen zum Thore hereinfährt, so wollen wir allesammt um ihn hertreten und ein Lob- und Danklied singen — und das Lied sollst Du mir machen, Vetter, und ich weiß, daß Du's thust. Es muß aber ein rechtes Loblied werden. Du mußt dich einmal zusammen-nehmen, das heißt: »auf umgekehrte Manier,« daß Du's mir nicht zu gelehrt machst. Was ver-

steh ich und meine Leute von der Gelehrsamkeit, zumal an solchem Tage, wenn man den Segen Gottes vor und um und neben sich hat. Da hat man nichts mit dem Verstande zu begreifen, sondern nur zuzufassen. Es muß so werden, was Ihr gelehrten Leute populär nennt; daß man's mit Händen greifen kann; gerade wie's einem ums Herz ist an solchem Tage. Man muß die Pferde wiehern hören bei den vollen Krippen und muß darin vorkommen, wie das Kuhvieh nun wieder glatt und rund geworden ist und mit vollem Euter daliegt und wiederkäuet. Doch ich will Dir keine Vorschriften machen, Vetter, nur nicht zu gelehrt und eine schöne Melodie. Wenn Du's irgend machen kannst, komm selber; daß Du herzlich willkommen bist, weißt Du. In alter Liebe

Dein 2c.

Antwort.

M. d. 18. Sept. 1843.

Beigehend das bestellte Lied mit dem Wunsche, daß es Deinen Beifall finden möge. Pferde und Kühe habe ich aber nicht mit hineingebracht, meine auch, daß der Mensch sich eben darin von Pferd und Kuh unterscheidet, daß er seinem Schöpfer ein Lob- und Danklied singen kann, diese aber nur in die Krippe und nicht in die Höhe sehen, und daß darum das Mithineinbringen nicht just nöthig gewesen ist. Selbst kommen kann ich leider nicht, aus Gründen, die sich besser erzählen als schreiben lassen. Zum Dank für

das Lied sollst Du mir aber in Deinem nächsten Briefe eine ausführliche Beschreibung geben, wie der Erntekranz abgelaufen ist. Der Herr schenke Euch Allen Gesundheit und ein fröhliches Herz.

Wie immer Dein 2c.

Ein Lied,

zum Erntekranz zu singen,

nach der Melodie:

Nun danket all' und bringet Ehr'.

Brich aus, du Menschenherz, brich aus
In Lob und Preis und Dank,
Aus jedem Dorf, aus jedem Haus
Erschall' ein Lobgesang.

Der Segen ist nun eingebracht,
Wir ziehn zum Thor herein:
Der Herr hat alles wohlgemacht!
Ihm sei die Ehr allein!

Er gab uns wieder was er nahm,
Als im vergang'nen Jahr
Im Hagel er gefahren kam,
Der Herr, Herr, Wunderbar;

Daß eine lange Zeit der Noth
Auf Stadt und Lande lag,
Und überall der Schrei nach Brod
Aus bleichen Wangen sprach.

Wohl zagten und erbangten wir
Und hatten kein Vertraun:

Da ließ er heuer für und für
Sein Gnadenantlitz schaun.

Er schloß die Himmelsbrunnen auf
Und tränkte unser Land,
Gab Wärm' und Sonnenschein darauf,
Daß alles fröhlich stand.

Da schoß empor die junge Saat
Und wogte wie ein Meer,
Als käm' auf diesem Wogenpfad
Die Gnade Gottes her, —

Und käm' und käme ohne Maaß
Und ohne End' und Ziel; —
Das trunk'ne Auge übersah's
Und sah es nie zu viel.

Da wuchs es mit, das arme Herz,
Und wurde groß und weit;
Die Blicke flogen himmelwärts
Zum Herrn der Herrlichkeit.

Wohl bangte Manchem doch der Muth,
Er sah mit trübem Sinn
Auf jede neue Segensfluth
Mit Furcht und Zweifel hin; —

Doch Tag und Nacht und früh und spat
Und weit und breit umher,
Lag segnend über unsrer Saat
Das Auge Gottes her.

Das Wogenmeer ward still und weiß;
Der Schnitter zog ins Feld. —

Da siehe — auf des Herrn Geheiß
Schloß sich das Himmelszelt.
Und wohlgereist und unversehrt,
Bei stetem Sonnenschein,
Ward, was der treue Herr bescheert,
Von uns gesammelt ein.
Die Wagen schwankten voll und schwer
Mit ihrer Segenslast,
Die Scheunen haben nimmermehr
Den Ueberschwang gefaßt.
Die Schober stehn zu Hauf im Feld,
Wie gegen theure Zeit
Als Helden Gottes hingestellt,
Als Sieger ohne Streit.
Brich aus, du Menschenherz, brich aus
In Lob und Preis und Dank:
Aus jedem Dorf und jedem Haus
Erschall' ein Lobgesang.
Nun ist der Segen eingebracht,
Wir ziehn zum Thor herein,
Der Herr hat alles wohl gemacht!
Ihm sei die Ehr' allein!

Der Schulze an den Cantor.

St. d. 23. Sept. 1843.

Ho, ho, Vetter, so fängst Du mich nicht! Pferde und Kühe können freilich kein Lob- und Danklied singen; aber wir können's doch für sie

thun, denn sie sind auch eine Gabe Gottes, und ein Bauersmann, dem das liebe Vieh nicht am Herzen liegt, hat's Herz nicht auf dem rechten Flecke. Dabei bedanke ich mich aber doch schönstens für das Lied, das auch ohne die vierfüßigen Lobredner wohl gesetzt und gut gerathen ist. Aber Nathanael, Du nimmst mir das nicht übel, frei heraus, zu dem Zwecke, wozu ich's eigentlich bestellt hatte, habe ich es nun doch nicht gebrauchen können. Aus vielerlei Gründen. Erstlich, stelle Dir nur einmal recht lebhaft vor: wir ziehn da zum Thor herein — mit den letzten Garben — alle Mühe uud Arbeit hinter uns — ein gesundes, fröhliches Herz bringen wir mit — aller Segen liegt vor uns in vollen Scheuren, und nun sollen wir hintreten uud von dem Kommen der Gnade Gottes singen, die doch schon da ist in Häll' und Fülle. Das Herz hat bei solcher Gelegenheit die Ruhe nicht, alle die einzelnen Betrachtungen Deines Liedes durchzugehen, es wird schwindlich, wenn es so viel umherdenkt, und sucht lieber in der Nähe sich an etwas festzuhalten, und darum meint' ich eben, sollten die Pferde und Kühe mit hinein. Zum andern waren mir außerdem noch mancherlei Gedanken gekommen. Siehst Du Vetter, ich habe die wenigste Arbeit in der Ernte gehabt — die andern haben sich's saurer werden lassen, um bloßen Lohn — und nun ist doch der ganze Segen mein. Da meine ich, mußte ich auch etwas extra thun, und ich dachte dann, wir wollten etwa so

einen Wechselgesang singen. Auf der einen Seite des Wagens sollten die Arbeitsleute alle stehen, und auf der andern ich und mein Haus. Nun müßte mit einem Chorus angefangen werden, und dann wollte ich etwa vortreten und die Mütze abthun und ein Solo singen, und darauf sollten die Leute eins antworten, und dann wollten wir wieder mit einem Chorus schließen. Der Gedanke ist mir so lange im Kopfe herumgegangen, bis ich mich hingesetzt und selber so eine Art Lied gemacht habe. Viel ist's freilich nicht geworden; aber Du kannst's ja selbst sehen, denn ich schicke Dir alles mit. Dabei brauchst Du aber nicht zu denken, daß Du mit Deinem Liede zu kurz gekommen bist. Dein's ist auch gesungen, und aus vollen Kehlen; aber nur erst wie die Herzen etwas zur Ruhe gekommen waren, als der Hirsenbrei abgegessen und die Stimme wieder hell geworden war, und wir ein wenig auf den Braten verschnaufen wollten. Du kannst nun selber richten, ob's so oder so besser gewesen wäre. Hier ist mein Lied. Also, der Wagen steht im Hofe, und wir alle drum her.

Chorus.

(Mel. Allein Gott in der Höh' sei Ehr'.)

Herr Gott wir bringen Lob und Ehr'
Mit Herzen, Mund und Händen — — — —

Du siehst Vetter, daß ich gleich zu Anfang gestohlen habe; aber man ist an das alte „Nun danket alle Gott“ von Kindesbeinen an so gewöhnt,

daß man sich gar keinen Hauptdank ohne Herz, Mund und Hände denken kann. Ich habe eigentlich eine ganze Weile gesessen und simulirt, ob ich die Beine nicht auch mit hineinbringen könnte, daß es so der ganze Mensch von Kopf bis Füßen wäre, aber es hat sich doch in der Poesie nicht machen wollen. Endlich habe ich gedacht, der Verfasser des alten Liedes ist ja doch viel gescheidter gewesen als Du, und hat gewiß auch von wegen der Füße simulirt, aber wenn sie der nicht einmal hat mit hineinbringen können, so magst du's wohl mit gutem Gewissen bleiben lassen. Also noch einmal:

Chorus.

Herr Gott wir bringen Lob und Ehr'
Mit Herzen, Mund und Händen.
Der Hof ist voll und faßt nichts mehr,
s'Steckt aller Ort und Enden.
Das Vieh im Stalle wiehrt und schreit,
Und liegt in Ruh' und wiederkäut —
Wie kann der Mensch da schweigen!

Solo.

(Von mir, der Frau und den Kindern gesungen.)

Hier steh' ich Herr — ich bin zu schlecht
Für all' den reichen Segen; —
Ich bin nur ein unnützer Knecht
Und fehle allerwegen.
Hier steh' ich, Herr, ich und mein Haus:
Aus vollem Herzen bricht heraus
Ein Loblied deines Namens.

Solo.

(Die Arbeitsleute.)

Nun freue, was sich freuen kann,
Wie Herr und Frau und Kinder,
So Knecht und Magd und Arbeitsmann
Und Pferd' und Küh' nicht minder.
Ein Herz, das heute sich nicht freut,
Ist todtkrank oder plagt der Neid,
Gott helf' ihm oder straf' es!

Ehe ich nun den Chorus wieder anstimmen konnte, trat aus den Frauensleuten, die den Kranz trugen, die Erntemagd vor, und ich merkte wohl, daß sie eine Rede halten wollte, weshalb ich mich in Positur setzte. Du hättest aber einmal hören sollen, was die für ein Maulwerk hatte, und wie sie die Worte setzen konnte. Sie stammt eigentlich auch aus dem Schulmeisterblut, denn ihr Großvater ist ein Cantor gewesen, und daher mag wohl die Beredtsamkeit kommen. Wer ihr die Rede gemacht hat, weiß ich nicht, ich schreibe sie dir aber mit ab. Sie lautete:

Verehrte Herrschaften — —

Nota bene. Der Herr Pastor aus unserm Dorfe und mein Schwiegersohn, der Weidenthaler Müller waren mit da, und daher kommen die Herrschaften.

Verehrte Herrschaften, ich komme heute,
Und mit mir kommen, wie sich's gebührt:
Knechte, Mägde und Harkersleute,
Bis auf den Jungen, der die Schleppe geführt,

Wir kommen also, wollt' ich sagen,
Und bringen den Erntekranz getragen.
Im Felde draußen ist alles leer,
Das Korn, der liebe Gottessegen,
Liegt in Scheunen, Diemen und allerwegen
Und Erndtearbeit giebt es nicht mehr.
Nun ist es in jedem Bauernhaus
Von je her ein alter Gebrauch gewesen,
Die letzten Aehren zusammen zu lesen
Und einen Kranz zu binden daraus.
Und eine der Mägde pflegt ihn zu tragen
Und vor der Herrschaft ein Sprüchlein herzusagen.
Hernach wird er vorn in das Haus gehängt,
Wo die Leute zur Thür müssen eingehen,
Damit ihn das Auge täglich kann sehen
Und täglich an Gottes Gnade gedenkt.
Du lieber Gott! Im vergangnen Jahr,
So oft wir da aus und ein sind gegangen,
Hat ein dürrer, magerer Kranz da gehangen,
Der auf der einen Seite verhagelt war.
Und in den Ställen drunten, an Kühen und Pferden,
Da konnte man sehen die theure Zeit —
Die Scheunen wurden so groß und weit,
Und der Boden wollte doch voller nicht werden;
Da hat wohl Mancher mit Zittern und Zagen
Und schweren Gedanken sich umgetragen.
Nun, der Herr weiß wohl, warum er's gemacht,
Und daß er uns also hat schlagen müssen,
Und er hat, wenn gleich bei schmalen Bissen,

Uns alle mit Ehren doch durchgebracht.
Jetzt aber hängen mit tausend Freuden
Den magern Kranz wir ab von der Wand,
Und der Herr behüte doch jedes Land
Vor Hunger und Hagel und theuren Zeiten.
Dagegen sei Lob und Dank ihm und Preis
Für den neuen Kranz, den heute wir bringen!
Uns ist das Herz so voll Singen und Klingen,
Nur daß man's so recht nicht zu sagen weiß.
Der Herr aber wolle in Gnaden bescheeren,
Sag' ich zum Schluß, daß Sie und Ihr ganzes Haus
Gesunden Muths den Segen verzehren,
Und er helfe weiter Jahr ein und Jahr aus.

Ich dankte nun schön, nahm ihr den Kranz ab und wir schlossen mit unserm

Chorus.

Sieh, treuer Herr, auch fernerweit
Auf uns herab in Gnaden.
Behüt' uns jetzt und alle Zeit
Vor Unfall und vor Schaden.
Richt' einem Jeden himmelwärts
Zu Lob und Preise Sinn und Herz,
Daß wir dir würdig danken.
Gieb unserm ganzen Bauergut
Mit Volk und Vieh darinnen
Zu jedem Werk gesundes Blut,
Daß wir es froh beginnen.
Halt' alle Krankheit von uns fern — — —

Und nun sollte eigentlich kommen: „Hilf, daß wir treulich stets und gern nach deinem Willen leben;“ aber meinem Knechte, demselben vierschrötigen Kerle, über den Du Dich bei Deinem letzten Besuche so freutest, daß sein kräftiger Baß in der Kirche die ganze Gemeine überschrie, mochte über dem Singen die poetische Ader aufgesprungen sein, und er extemporirte mit einer Stimme, daß wir andern wohl schweigen mußten:

Und segne unsern lieben Herrn
Und unsre Frau daneben.

Ich war recht gerührt und es paßte eigentlich gut, daß wir nun erst die paar Garben vom Wagen abzuladen, den Kranz wegzuhängen und dergl. zu thun hatten, ehe es zu Tische ging, denn sonst hätte ich gewiß nichts essen können. Hernach hat aber die Rührung dem Magen keinen Eintrag gethan. Was soll ich nun weiter von unserm Erntekranze sagen. Wir ließen's uns gut schmecken und nicht wie die Kühe und Pferde, sondern wir besannen uns dazwischen und sahen in die Höhe und sangen Dein Lied u. s. w. — — Meine Frau schickt Dir und der Frau Liebsten eine Probe von unserm Festkuchen mit. Wenn er Euch Städtern zu dick gerathen ist, so bedenkt, das es der Herr uns in diesem Jahre auch dick gegeben hat. Und nun Gott befohlen.

Dein rc.

Monatslieder.*)

Altmeister Januar.

Du alter Vater Januar
Mit deinem weißen Bart
Stehst oben an im ganzen Jahr,
Ein Meister sell'ner Art!
Du kannst die Kunst, die keiner kann,
Aus schlechten und geringen Sachen
Ein lustig Meisterstück zu machen;
Ich seh' es mit Verwundrung an.

Du führst ein kümmerliches Leben,
Wohnst wie auf einer Todtengruft —
Nur Frost und Schnee und Nebelduft
Hat dir der liebe Gott gegeben! —
Ja, Wetter bringt dir mancher Tag,
Man weiß nicht, was draus werden mag!

Die Sonne hat nicht rechte Lust
Um deinetwillen aufzustehn —
Und da sie's endlich doch gemußt,
Läßt sie sich ganz verdrießlich sehn,

*) Diese Lieder sind, mit Ausnahme des für den April, im Jahrgang 1844 des Volksblattes für Stadt und Land erschienen, daher einige bestimmten Bezug auf besondere Erscheinungen jenes Jahres nehmen.

Macht dir ein böses Angesicht
Und wirft die Strahlen schneidend kalt,
Ja, hüllt das bischen bleiche Licht
In einen Nebelschleier bald,
Der rings so dicht zum Himmel dringt,
Daß er den Kirchthurm gar bezwingt.
Griesgrämig dehnen sich und strecken
Die kahlen Zweige Bäum' und Hecken,
Als macht' es ihnen Herzeleid,
Daß es nicht regnet und nicht schneit.

Du aber siehst ganz fröhlich drein
Und denkst bei dir: Laß immer sein!
Und kommst so wohlgemuth daher,
Als ob's wer weiß was schönes wär', —
Und sammelst aus der trüben Luft
Dir all' den bösen Dunst und Duft,
Und nimmst den Frost von Berg und Thal,
Und nimmst den kalten Sonnenstrahl: —
Und was ein Andrer hätt' veracht't,
Draus hast ein Kunststück du gemacht.

Du fängst ganz los' nnd leise an,
Und klebst ein Flöckchen silberweiß
Bald hier, bald da an's nackte Reis;
Gleich setzen sich viel andre dran.
Bald giebt's ein Drängen und ein Treiben,
Viel tausend Silberblättchen sprießen,
Kein Zweiglein will mehr nackend bleiben,
Und keins läßt sich die Müh' verdrießen.

Der schwächste Halm, das dürrste Stöckchen
Begehret auch ein Winterröckchen; —
Den armen Schelmen kommt's just recht,
Ihr Aussehn war auch gar zu schlecht.
Heida, man kennt euch ja nicht mehr,
Ihr Zweiglein alle, rings umher;
Ihr seid so herrlich ja geschmückt,
Wie man im Lenz euch kaum erblickt!

Die Sonne freut sich selbst darüber
Und wirft die Strahlen jetzt viel lieber;
Der Nebel macht sich querfeldein. —
Nun giebt's ein Glitzern und ein Flimmern;
Wie helle Demantsteine schimmern
Die Zweiglein all' im Sonnenschein.

Indessen stehst du längst am Haus
Und kuckst uns durch die Fensterscheiben,
Zu sehn, wo denn die Menschen bleiben,
Denn Niemand kommt und sieht heraus.
„Ist Keiner drinn, deß Herz sich freut,
„Ob all der schönen Herrlichkeit?"

Ho, ho, da steht ein armer Mann
Und sieht sein bischen Brennholz an.
Die Mutter hustet über'n Kohlen,
Dem Jüngsten will sie's Süppchen holen;
Die Andern liegen noch im Neste,
Denn schlafen, das ist jetzt das Beste!

Husch, hauchst du ihm das Fenster an
Und hauchst ihm lauter Blumen dran,
Als wolltest du gar freundlich sagen:
Wer wird sich denn mit Sorgen plagen!
Es sprießen auch bei kaltem Wetter
Für fromme Herzen Freudenblätter.
Frisch auf! frisch auf! du armer Mann,
Der liebe Gott im Himmel droben
Hat auch für dich was aufgehoben,
Das glaube fest und halt' dich dran!

Frisch auf, mein Herz, und tritt herbei,
Du willst nur immer Lenz und Mai!

»Du lieber Meister Januar,
»Ich bitte dich um Eines sehr:
»Nimm in die Lehre mich ein Jahr!
»Mein Herz will lauter Sonnenschein,
»Und will noch gar so manches mehr,
»Und kann sich nur im Sommer freun.
»Lehr' ihm die Kunst, aus solchen Sachen,
»Wie Kummer, Sorge, Kreuz und Leid,
»In trüber, grauer Winterzeit,
»Sich schöne Freudenblümchen machen!« —

Der Hornung.

Im Jänner war ein Hirsch im Holz,
Der trug den Kopf gewaltig stolz;
Er hatt' ein stattliches Gehörn,
Deß freut' er sich und prahlte gern.

Im Hornung ward zu Muth ihm schlecht,
Ihm war's an keinem Ende recht.
Zuletzt stieß er sich ans Geweih:
Da brach das große Horn entzwei.

Des Hirschen Sippschaft ist nicht klein!
In's neue Jahr tritt mancher ein,
Und prunkt gar sehr mit dem Gehörn;
Ist Hornung jetzt; ich warnt' ihn gern!

Der März.

(Zum Frühjahrsanfang.)

Herr März! ich sag' es frank und frei,
Er hat sich heuer, meiner Treu,
Nicht sonderlich benommen!
Da ist sein ält'res Brüderpaar,
Der Januar und Februar,
Gelinder ja gekommen.

Das schneit und friert und friert und schneit,
Als wär' es eben Weihnachtszeit,
Statt mitten in der Fasten.

Zu pflügen gäb' es überall,
Doch steht der Gaul sich steif im Stall
Beim vollen Futterkasten.

Was wird aus unsrem Sommerfeld? —
Im vor'gen Jahr ist's halb bestellt
Um diese Zeit gewesen!
Wie wunderlich! Schnee vor der Thür,
Und im Kalender müssen wir
Den Frühlingsanfang lesen.

Doch, ohne Scherz! Wie mancher Mann
Sieht trüben Sinn's das Wetter an
Und macht verdächt'ge Mienen. — —
»»Was weißt du blödes Menschenkind,
»»Ob Sonnenschein, ob Schnee, ob Wind
»»Der Saat am besten dienen?««

»»Der Frühling zog wahrhaftig ein!
»»Mag es nun regnen oder schnei'n,
»»Das glaub' ohn Räsonniren!
»»Das Grübeln all' ist dummer Schnack:
»»So gieb dem Gaul den Futtersack,
»»Und laß den Herrn regieren!««

Der April.

Nun spricht der Herr sein Werde —
Da regt sichs' in der Erde,
Es keimt und wächst mit Macht.
Die Samenkörnlein sprießen
Und stehn, mit scharfen Spießen,
Kampffertig, wie ein Heer zur Schlacht.

Denn Lenz und Winter ringen —
Hört, wie die Lerchen singen:
Triumph! der Frühling siegt;
Doch von dem Dachforst nieder
Krächzt eine Krähe wieder:
Noch nicht! es wird noch fortgekriegt.

Der Winter wehrt sich wacker;
Schießt Schlossen auf den Acker
Aus Wolken trüb' und schwer; —
Wirft tückisch oft zu Boden
Mit seinem kalten Odem
In einer Nacht das Frühlingsheer.

Doch was er schnell gewonnen,
Ist schneller noch zerronnen —
Die Sonne steigt empor;
Da sammlen sich die Schaaren,
Die kaum geworfen waren,
Und stehen kühner, als zuvor.

Der Winter wird geschlagen!
Des Waldes Vöglein jagen
Ihn aus der letzten Schlucht.
Er wirft sich in die Wellen,
Die Bäch' und Flüsse schwellen:
So stürmt er hin in wilder Flucht.

Drauf an dem Berggehänge
Entsteht ein froh Gedränge
Rings unter Baum und Strauch.
Schneeglöckchen läutet leise,
Gleich kommt nach Pförtnerweise
Heraus das Himmelsschlüßlein auch.

Flugs gehn im ganzen Lande,
Bis zu des Bächleins Rande,
Verschiedner Farb' und Art,
Doch all' aufs allerbeste
Geschmückt zum Siegesfeste,
Hervor viel tausend Blümlein zart.

Der Mai.

Durch frische Morgenlüfte steigen
Die mannigfachsten Jubelklänge:
„Ihr Vöglein auf den grünen Zweigen,
Wird euch die kleine Brust zu enge?“ —
Auch mein Herz ist so voll, so voll —
Nur fehlen mir die süßen Weisen,
Wie ich es singen und sagen soll.

O, hätt' ich eure leichten Schwingen,
Auf Blüthenbäumen mich zu wiegen!
Ich söge, wie die Knospen springen,
Den ersten Duft in vollen Zügen;
Ich sög' ihn tief in meine Brust,
Und sänge von dem höchsten Zweige
Ein Lied in süßer, sel'ger Lust.

O, könnt' ich durch die lauen Lüfte
Mit ausgespanntem Fittig schweben:
Ich wollte Lenz und Blüthendüfte
In Wort und Liede wiedergeben! —
Mir schwellt das Herz, ich weiß nicht was, —
So streck' ich unter Blüthenbäumen
Mich in das tiefe, grüne Gras.

Hoch über mir durch lichte Blätter
Strahlt lieblicher des Himmels Bläue, —
Das tausendstimmige Geschmetter
Beginnt und wechselt stets auf's Neue. —
Der frische Duft vom Blüthenbaum,
Der Vöglein Sang, er wiegt mich leise
In süße Ruh', in sel'gen Traum.

Von Maiendüften will ich träumen,
Von einem neuen Frühlingsleben,
Wo über dieser Erde Räumen,
Von Licht zu Licht ich werde schweben.

Da sing' auch ich, von Lust durchglüht,
Von ew'gem Himmelsglanz umflossen,
Dem Herrn der Welt ein neues Lied!

O Maienzeit! du Zeit der Wonne,
Du Blüthenzeit der armen Erden,
Was wird erst in der Himmelssonne,
Was wird in Jesu Klarheit werden? —
Von Lust und Dank schwillt mir das Herz
Zu dieser Zeit — und dennoch blick' ich
In stiller Sehnsucht himmelwärts.

Der Juni.

Nun hängt der Drescher wohlgemuth
Den Flegel an die Wand,
Greift nach dem breiten Krempenhut
Und setzt die Sens' in Stand.

Am Samstag hat den letzten Schlag
Als Drescher er gethan;
Und Montag Morgens, noch vor Tag,
Hebt er als Mäher an.

Denn Klee und Gras und Gras und Klee,
Auf Wies' und Ackerstück,
Wuchs längst schon mächtig in die Höh'
Und steht gar voll und dick.

»Walt's Gott!« und jetzt den ersten Hieb —
Hei, wie die Sense greift;
Das ist den Mähersleuten lieb,
Wenn's so recht klingt und pfeift!

»Helf Gott!« tritt bald der Herr heran —
Ihm lacht das Herz dabei,
Sieht er die dicken Schwade an
In schnurgerader Reih'.

»Schön Dank!« »Herr, schickt der Leute viel,
»Und sorgt für Platz zu Haus,
»Der Klee hat heuer starken Stiel! —
— »Das Gras steht drall und kraus!« —

Ein Stündchen d'rauf kommt schon die Schaar,
Die Rechen über quer;
»Walt's Gott! zum ersten Mal im Jahr!« —
So heißt's auch hier vorher. — —

»Ja walt' es nur du treuer Gott!«
Gieb Segen und Gedeihn,
Und Regen, wenn's dem Lande noth,
Und Thau und Sonnenschein.

Ich stehe hier, und säng' mit Lust
Zu dieser schönen Zeit
Ein Lied dir gern aus voller Brust,
Du Herr der Herrlichkeit, —

Und weiß nicht, wo's beginnen soll,
Noch wo es enden mag —

Du bist mir gar zu gnadenvoll,
Die Stimme will nicht nach.

Geh' ich zum Garten hinter'm Haus —
Der ist so frisch und grün,
Und breitet süße Düfte aus,
Weil alle Rosen blühn! —

Geh' ich in's Feld — da wogt und wallt
Es wie ein weites Meer, —
Es jubeln — schreit' ich nach dem Wald —
Die Vöglein um mich her.

Und sieht mein Herz dem allen zu,
So denkt's nur still dabei:
»Barmherzig, gnädig, Herr, bist du,
Von großer Güt' und Treu!

Wir sind's nicht werth, sind voller Schuld,
Wir fehlen alle Tag' —
So gieb, daß deine Gnad' und Huld
Zur Buß' uns leiten mag!«

Der Juli.

Ein Lied im Freien zu singen.

Was uns der liebe Mai verhieß,
Als er, zu seiner Zeit,
Die Bäume, die Gott wachsen ließ,
Mit Blüthen überstreut' —

Das hat der Juli uns gehalten;
Seht nur die Bäume an!
In manchen Farben und Gestalten
Hing er uns Kirschen dran.

Auch Stachel- und Johannisbeer',
Und was sich sonst noch beert,
In Busch und Garten rings umher,
Hat reichlich er beschеert. —
Doch lassen wir anjetzt die Beeren,
Nach Kirschen steht der Sinn;
Zu sehn, was eins wohl kann verzehren,
Ziehn wir zum Kirschberg hin.

Du lieber Gott! ein Kirschbaum steht
Doch gar zu prächtig aus!
Aus frischem, grünem Laube glüht
Es feuerroth heraus — — —
He da! 's giebt heut schon viele Gäste,
Setzt flugs euch um den Tisch!
Der Baum streckt drüber hin die Aeste
Und hält's hübsch kühl und frisch.

Nun Leutchen, langt nur tapfer zu,
Und blöde sei mir keins!
Geduld ihr Kinder! Mutter, du
Gieb jedem selber seins!
O wie das schmeckt und labt und letzet,
Und was das beste ist:
Gott hat so reichlich vorgesetzet,
Daß Arm und Reich von ißt.

Seht, Fränzchen sitzt mir ja so still!
Was der mal wieder hat?
Fritz, frag', ob er noch Kirschen will!
»Nein, Vater, ich bin satt.
Doch wollt' ich wohl um eins dich fragen,
Da saß ich just dabei:
Was hab' ich denn blos einen Magen
Und Händ' und Augen zwei?« — —

Der Franz giebt den Magister kund; —
Gott segne sein Genie!
Er geht den Dingen auf den Grund
Und fragt warum? und wie?
Indessen sieh, mein kluger Knabe,
Zur Speis' ist blos der Bauch;
Doch Glieder, die ich doppelt habe,
Sind zwiefach im Gebrauch.

Die Augen müssen, merk es schön!
Giebt's Gott uns so vollauf,
Auf beide, Gab' und Geber sehn,
Hinunter und hinauf.
Die Hände sollen, wenn den Segen
Sie zugelangt, sich fein
Andächtiglich zusammenlegen,
Drum gab sie Gott zu zwei'n.

Dazu sind zu dem einen Mund
Ja auch der Lippen zwei,
Die sprechen dann zu solcher Stund'
Ein still Gebet dabei —

Dann Fränzchen, wird der eine Magen
Nicht übermäßig satt,
Und kann es alles wohl vertragen,
Was er gegessen hat.

Der August.

Jetzt kommt dem Bauer nicht die Quer',
Er hat nicht Zeit zum Spaße!
Der Weltlauf kümmert ihn nicht mehr —
Zu Felde mit der Schnitter Heer
Zieht fröhlich er die Straße.

Ich strecke mit vergnügtem Sinn
Jetzt, in der Vesperstunde,
Da Zeit ich hab' und müde bin,
Ein wenig mich am Hügel hin,
Und schau' mal in die Runde.

O prächtig nimmt das Feld sich aus,
Das Herz muß sich ja freuen! —
Hier ziehn sich Schwade weit hinaus,
Dort Weizenstücke braun und kraus,
Da wieder Mandelreihen.

Und manches Kraut- und Kohlstück prangt
In frischem Grün dazwischen,
Und dort, wo just ein Fuder schwankt,
Blickt auch der Kirchthurm, grün umrankt,
Herüber aus den Büschen.

Und rechts und links, das Feld entlang,
Wie ist das Volk geschäftig!
Die Sense greift mit hellem Klang —
Es ist der Feierabendsgang,
Da schwingt sie Jeder kräftig.

Behüt' dich Gott! du Bauernstand,
Du Stand, der Alles nähret!
Er segne dir dein Vaterland,
Und gebe all'zeit dir zu Hand,
Was Herz und Muth begehret.

Ja, grüß dich Gott! du Bauersmann —
Wirst du mich jetzt wohl hören?
Der Feierabend hebt ja an,
Wir gehn mitsammen, lieber Mann,
So werd' ich dich nicht stören.

Sieh, Lieber, ferne von dir zwar,
Doch noch in preuß'schen Landen,
Ward heuer, Gott ist wunderbar,
Der Bauern Hoffnung ganz und gar
Durch große Noth zu Schanden.

Du hast wohl mit erschrocknem Muth
Die Zeitung schon vernommen —
Wie dort die große Wasserfluth
Auf Wies' und Feld, auf Hab und Gut,
Der Herr hat lassen kommen!

Da giebt es Jammer nun und Noth!
Bedenke doch — die Armen! —

Kein Klee und Heu, kein Korn und Brod —
Für Vieh und Menschen Hungersnoth —
Wen sollt' es nicht erbarmen?

Du lieber Bauer, sieh umher,
Wie deine Felder stehen —
Die Aehren sind so voll und schwer;
Bring' deinem Gotte Lob und Ehr'
Und laß dein Herz aufgehen.

Wir gehn da hinter'm Fuder drein —
Gott segne deine Garben! —
Laß nicht mein Wort vergeblich sein,
Gedenk' der armen Brüder dein,
Daß nicht einst du mußt darben.

Der September.

Ein Lied für die Kinder.

Willkommen Herbst, willkommen hier,
Zieh' ein in unsern Garten!
Wo schon seit einem Monat wir
Auf deine Ankunft warten.

Denn lange hat uns der August
Gewässert Mund und Gaumen.
Er gab, bei froher Erntelust,
Uns frühe Birn' und Pflaumen;

Doch erst seit du gekommen bist,
Giebt's Obst die Hüll' und Fülle.
Man kann's nicht zählen, was man ißt,
Der Mund steht fast nicht stille.

Drum, lieber Herbst, drum freuen sich
Wir, die wir Gärten haben,
Und theilen Andern brüderlich
Von deinen milden Gaben.

Die Aepfel hängen ja am Zweig,
Wie lauter Semmelreihen —
O, wer nur kommt, der esse gleich,
Daß er sich mit kann freuen!

Dann seh' er sich die Pflaumen an,
Wie sie die Aeste beugen —
Und esse, was er essen kann,
Als wären sie sein eigen.

Dort ist die Leiter angesetzt,
Den Birnbaum zu erlösen,
Mit großer Last ist ihm bis jetzt
Das Haupt beschwert gewesen.

Er giebt sie gern und willig her,
Hat sich ganz matt getragen; —
Uns macht sie weniger Beschwer,
Wir haben gute Magen!

Doch läßt vom allerhöchsten Ast
Sich mit der Hand nichts pflücken;

Drum hat der Vater ihn umfaßt
Und schüttelt — — deckt den Rücken!

Denn holterpolter, augenblicks,
Fällt rasselnd Birn' auf Birne. —
Lauf Fritz! — da liegt er überrücks
Und hat eins auf die Stirne.

Der arme Schelm ist wie im Traum —
Mußt' ihm der Schreck begegnen!
Geh' künftig unter'n Pflaumenbaum
Und laß dich da beregnen.

Da fällt's nicht hoch und thut nicht weh
Und prickelt nur so eben —
Doch sieh — er springt schon in die Höh';
Es geht nicht gleich an's Leben!

Ja, s'ist doch eine wahre Lust,
Wenn's Obst wird abgenommen!
Drum heißen wir aus voller Brust,
Dich, lieber Herbst, willkommen;

Wo uns mit so viel Huld und Treu
Der liebe Gott begegnet; —
Ja, lieber Herbst, willkommen sei
Und tausendmal gesegnet.

Und auf den Mittwoch Nachmittag
Bring' uns nur keinen Regen!
Wir waren neulich schon im Hag
Der Haselnüsse wegen.

Sie sind schon braun und thun sich aus
Und fallen ab beim Schütteln;
Zieht alle mit, zum Thor hinaus,
Mit Säcken und mit Knütteln,

Und schüttelt, schlagt und pflückt und brecht
Und knackt und lest und sammelt —
Beim Nüsseholen wird so recht
Nach Herzenslust gedammelt.

Der October.

Es geht durch's ganze deutsche Land,
Vom Rhein bis an der Oder Strand,
Ein allgemeines Klagen.
Von Grüneberg bis Nierenstein
Hängt in den Bergen saurer Wein,
Und alle Winzer zagen.

Nun ja — Wein ist ein edler Trank!
Gott schenk' ihn mir mein Lebenlang
So dann und wann zur Labe;
Doch daß es heuer keinen giebt,
Deß bin ich just nicht sehr betrübt:
Ich trinke, wie ich's habe!

Auch um die Keller großer Herrn
Zerbrech' ich mir den Kopf nicht gern,
Mag da ein Jahrgang fehlen;
Die Winzer thun allein mir leid,
Die können nun zur Winterzeit
Die guten Bissen zählen.

Ja, wer ihn baut, so pflegt's zu sein,
Der trinkt am spärlichsten den Wein;
Dies Jahr lehrt daran glauben.
Drum blick' ich so auf's Weinland hin,
So kommt mir immer in den Sinn
Ein Kraut mit andern Trauben.

Die wachsen nicht an schlankem Schaft,
Auf stolzem Berge kocht der Saft
Nicht in der Sonne Strahlen;
Nein, schlecht und recht, im Erdenschooß
Zieht sie ein niedrer Stengel groß,
Ohn' alles eitle Prahlen.

In jedem Land gedeihn sie gleich,
Und Reich und Arm und Arm und Reich
Begehrt davon zu speisen.
Sie nähren Jeden, der sie baut;
Drum will ich die Kartoffeln laut
In meinem Liede preisen.

Denn Gott sei Lob und Gott sei Dank!
Der solcher Trauben Ueberschwang
Uns heuer hat gegeben!

Und fehlt's dem Keller auch an Wein,
So schütten wir Kartoffeln ein,
Und wissen doch zu leben.

Ja, was noch mehr — der arme Mann
Ist bei Kartoffeln besser dran,
Die müssen mehr ihm frommen!
Er mästet sich damit sein Schwein
Und schlachtet's nach Martini ein:
Mag dann der Winter kommen.

Trinkt euren Wein, ihr großen Herrn!
Wir gönnen's euch von Herzen gern,
Bei unserm Speck und Schinken.
Wir danken Gott auch für das Bier,
Das wir, wie Wein zu Austern ihr,
Zu unsrer Mahlzeit trinken.

Der November.

Lenz und Sommer sind verflossen —
An den Zweigen, welk und matt,
Hängt, vom Herbstlicht übergossen,
Was im Frühling sich erschlossen,
Lebensmüde, jedes Blatt.
Und der Baum, in stiller Ruh,
Zählt der Erd' es wieder zu.

Lange könnt' ich hier noch stehen,
Zuzuschaun, wie gelb und roth,
In des rauhen Windes Wehen,
Lustig sich die Blätter drehen. —
Fröhlich ziehn sie in den Tod,
Weil, ob bald auch Schnee sie deckt,
Doch der Lenz sie wieder weckt.

Wie das welke Laub am Baume
Eine Zeit gegrünet hat,
Liebt und lebt, im Erdentraume,
In der Spanne Zeit und Raume,
Auch der Mensch sich müd' und matt.
Und wie Gras, wie dürres Laub,
Sinkt er nieder in den Staub.

Wie durch diese Blätter eben:
Fährt ein kalter Todeshauch,
(Ob sie's zu vergessen streben,)
Ewig durch der Menschen Leben,
Durch ihr buntes Treiben auch;
Bis der Tag daher wird wehn,
Wo die Todten auferstehn.

Mensch! das Blättchen, das dort gleitet,
Jetzt schon bei den andern ruht,
Hat sich ob der Frucht gebreitet,
Hat ihr süßen Saft bereitet,
Barg des Nachts die Vöglein gut;
Hat uns, bei des Sommers Brand
Kühlen Schatten zugesandt.

Und nun fiel's — doch nicht vergebens —
Hat als Blatt sein Ziel erreicht.
Mensch! siehst du das Bild des Lebens!
Fühlt dein Herz nicht leisen Bebens,
Was dir dieses Gleichniß zeigt?
»Welkes Laub am dürren Stiel!
Was ist deines Lebens Ziel?«

Der December.

Nun ward das Jahr zum alten Greis;
Hinschwindet seine letzte Kraft,
Die Locken werden silberweiß,
Es starrt und stockt der Lebenssaft.
Der letzte kommt von den zwölf Brüdern,
Gräbt ihm das Grab und bringt's zur Ruh;
Ich bin zu End' mit meinen Liedern:
Hört noch dem letzten freundlich zu.

Zwölf Brüdern ward vom Herrn das Loos,
Zwölfmal zu segnen jedes Jahr.
Sie ziehn das neugebor'ne groß,
Sie schmücken's schön und wunderbar;
Es bringt ihm Jeder andre Gaben,
Ein Jeder pflegt's in seiner Reih' —
Und hat's der Letzte still begraben
Ersteht's dem Ersten wieder neu.

Im Jänner liegt's, ein Kindlein schwach,
Mit weißen Betten zugedeckt;
Im Hornung hat es allgemach
Den Leib gedehnt und ausgestreckt;
Im März beginnt es sich zu fühlen,
Liegt nicht mehr auf dem Lager still;
An kecken, losen Kinderspielen
Vergnügt sich's weidlich im April.

Im Maien bricht es frei herfür
In voller, jugendlicher Kraft;
Im Juni sorgt es nach Gebühr,
Daß seine Kraft auch Nutzen schafft;
Im Juli wirkt es treulich weiter,
Als starker, lebenskräft'ger Mann;
Und im August hebt still und heiter
Sein goldner Erntesegen an.

Der Herbst trifft's rüstig noch und stark,
Er bringt ihm kerngesunde Kost;
Dem Greis durch das erstorb'ne Mark
Gießt der October seinen Most;
Dann, in November's trüben Tagen
Kommt es, von seinem schönen Lauf
Dem Herrn die Rechnung anzusagen;
Da geht die letzte Kraft ihm auf.

Der zwölfte Mond bringt's still zur Ruh. —
Ach, der ist wohl ganz freudenleer!
Dem Sterben sieht sich's traurig zu
Und vor dem Tode bangt uns sehr. —

O nein, o nein! die schönste Gabe
Kommt ihm zur allerletzten Frist;
Denn an des alten Jahres Grabe
Steht hoch und hehr der heil'ge Christ.

Drum, ob auch ernst des Todes Bild
Uns der December hat gebracht,
Dem Christen scheint er hell und mild,
Verklärt durch die geweihte Nacht.
Und jedes Kindlein nah' und ferne,
Und was noch kindlich liebt und gläubt,
Sieht kommen diesen Mond so gerne,
Der ihm der allerliebste bleibt.

Behüt' dich Gott, wer du auch bist,
Manch Jahr noch, lieber Leser mein!
Und einen schönen heil'gen Christ
Bescheer' er dir noch obenein.
Und alle Wünsche, die du hegest
Für deiner lieben Kindlein Schaar,
Und wen du sonst im Herzen trägest,
Die lass' er alle werden wahr.

Ich scheide jetzt; doch eh' ich geh',
Erbitt' ich dir noch eins vom Herrn:
Färbt auch dein Haupt der Winterschnee,
Ist auch dein Ende nicht mehr fern —
O dann, zum Schluß von deinen Tagen,
Dann komm' auch dir der heil'ge Christ
Und möge dich hinübertragen,
Da ewig Freud' und Wonne ist.

Ein Brief von Gottlieb,

in welchem er von seiner großen Reise Nachricht giebt.

St. den 6. Juli 1844.

Vetter, Du bist zwar in allen Stücken klüger als ich — aber Eins weiß ich jetzt doch besser als Du, nämlich, wie Einem zu Muthe ist, der seekrank wird. Du stutzest gewiß, und wunderst Dich, wie ich zu Schiff und Meer komme — und Du denkst wohl gar, ich habe einen Schalk im Nacken, und meine etwa ein Heufuder, auf welchem ich durch das hohe, weite Kornmeer gefahren bin, das draußen im Felde allüberall jetzt wallt und wogt, und ich sei vor Freuden krank und schwindlich geworden, als ich den Segen so übersehen. Nathanael, man könnt' es werden, denn unser Dörflein liegt jetzt wie eine Insel in diesem Meere der Barmherzigkeit Gottes — aber diesmal meine ich's doch anders, und spreche von dem ordentlichen Meere und von der wirklichen Seekrankheit.

Du weißt, daß ich schon lange damit umgegangen bin, meinen Schwager einmal zu besuchen, der vor 11 Jahren in's Pommersche gezogen ist, als ihm die Erbschaft von seines Vaters Bruder zugefallen war, und in dieser Pfingstzeit habe ich's denn nun auch mit Gottes Hülfe werkstellig gemacht.

Von meinem Schwager aber, und wie ich's in seinem Hause gefunden habe, will ich Dir ein andermal ausführlichen Bericht geben. In Stettin erfuhr ich, daß man jetzt mit dem Dampfschiffe in einem Tage um ein Billiges nach der Ostsee hin und zurück kommen kann, und da dachte ich, wer weiß; ob dir in deinem Leben die Gelegenheit noch einmal so geboten wird, und ließ mich flugs einschreiben.

Vetter, es haben schon viele Menschen die See beschrieben; auch erzählt, wie sie sich ausnimmt, wenn sie einer zum ersten Male sieht, und ich bin von jeher auf solche Beschreibungen ordentlich versessen gewesen — aber, es war doch noch ganz anders, als ich in Swinemünde den Schanzenberg hinaufgestiegen war, meine Augen aufhob, und nun der Blick über das kleine Fichtenwäldchen hinweg flog, und auf der weiten, offnen See ruhte. Es läßt sich das eben nicht beschreiben, und ich möchte nur immer, so oft ich dran denke, meine Mütze abnehmen, weil's mir drunter warm zu werden anfängt.

Darum will ich's auch bleiben lassen, Dir die See zu beschreiben; wenn Du wissen willst, wie's da ist, so mußt Du selbst hin, da kann ich Dir nicht helfen; aber ein Seestück sollst Du doch haben, von der Seekrankheit will ich Dir erzählen. Hinwärts kam ich ohne alle Beschwerlichkeit durch, und weil mir alles ganz neu war, stand ich nur immer auf dem Verdeck, und war so recht in

meinem Gott vergnügt. Auf den Tag fing der Wind an schärfer zu wehen, daß die Wellen hoch gingen, und so lange wir Passagiere am Seestrande herumliefen, war uns das gerade recht, denn wir konnten uns nicht satt sehen an den auf- und niederrollenden Wogen, liefen ihnen nach wie die Kinder wenn sie zurücksanken, und ließen uns wieder forttreiben, wenn sie heranschwollen. Auf der Rückreise aber wollte unsrer Vielen das Wellenspiel gar nicht mehr gefallen, denn als wir über das große Haff kamen, ging's da auch recht unruhig zu. Die Wellen waren zwar nicht so hoch und langgestreckt, als draußen auf der offnen See, aber kamen mehr stoß- und ruckweise, daß mir bald ganz wunderlich zu Sinn wurde, und auf unserm Verdeck sah es auch in Kurzem gar seltsam aus. Das Haff ist übrigens viel größer, als es auf der Landkarte aussieht, und wir und noch viel hunderttausend Andere hätten bequem Platz zum Ertrinken gehabt, ohne das es jemand gewahr geworden wäre, wenn uns Gottes gnädige Hand nicht glücklich hinüber geführt hätte.

Also, Vetter, wenn einer seekrank wird, so fängt's damit an, daß ihm erstlich so wabblich um's Herz wird, und zweitens fährt ihm eine Unruhe durch alle Glieder, daß er vor allen Dingen sich erst einen sichern Platz suchen möchte, auf dem er fest und ruhig sitzen, und die Dinge, die da kommen sollen, abwarten könnte. Das ist aber das

Allerschlimmste, daß auf dem ganzen Schiffe kein solches Plätzchen zu finden ist. Das geht immer Stoß auf Stoß und Ruck auf Ruck, und schwankt bald auf, bald nieder; bald liegt das Schiff auf der Seite, bald auf jener. Darüber wird einem nun immer schlimmer zu Muthe, ja bald so schlimm, wie sich's gar nicht beschreiben läßt. Ich behaupte, die Seekrankheit ist der trostloseste Zustand, den's nur geben kann. Wenn einer das Fahren nicht vertragen kann, und wird ihm auf der Post beim Rückwärtssitzen schlimm, so bleibt ihm doch noch immer der Trost, wenn's nicht mehr zum Aushalten ist, so steigst du aus, und gehst hinterdrein, kommst du nicht heut, so kommst du morgen. Aber was soll man auf der See angeben? Da ist nichts als Wellen und wieder Wellen, eine immer heftiger, als die andere, und das Schiff ein Spiel derselben. Man sitzt da, als wäre man nichts, so gar nichts, noch viel weniger, als der Schaum auf den Wellen, und doch ist einem so wehe, und doch wogt's und wirbelt's in einem herum, als trüge man das ganze Meer mit allen seinen Wellen im Leibe. Man denkt, es ist nicht möglich, daß du's noch fünf Minuten aushältst, und hat doch die Gewißheit vor Augen, daß es noch Stunden lang so fort gehen muß. Da ist keine Möglichkeit weder zum Aussteigen, noch zum Anhalten des Schiffes, die Maschine könnte wohl stehen bleiben, aber die Wellen und das Schwanken blieben ja doch dieselben.

Das ist der kläglichste Gedanke, den es geben kann, so völlig ohne Rath und Hülfe sich zu wissen. Das Herz im Leibe möchte sich dabei umwenden. Ich dachte, so muß einem zu Muthe sein, wenn die Seele aus dem Leibe soll. Auf der ganzen einen Seite des Schiffes saßen die Maladen, alle mit den Gesichtern über Bord. Wenn man da hinuntersah, konnte man Mienenspiele gewahr werden, lauter Gesichter, jämmerlich und sehr entstellt. Die Fische haben an dem Tage ein Festessen gehabt, denn es waren allerhand niedliche Bissen verspeist worden. Man sagte mir, ich müsse nicht in die Wellen, sondern auf das Schiff sehen, denn sonst würde es nur immer schlimmer. Das war zwar wahr, aber leider half mir das auf's Schiff sehen auch nichts, denn das schwankte ja ebenfalls mit allem was darauf war. Endlich kam ich darauf, weder auf die Wellen, noch auf das Schiff zu sehen, sondern drüber hinaus, wo man in weiter Ferne den Strand erblicken konnte, nach einem bestimmten Punkt am Ufer. Ich zwang mich, durchaus auf weiter nichts zu sehen, und stellte mir lebhaft vor, dahin geht's, und dort wirst du ankommen in wenigen Stunden. Das half am besten; ich vergaß Schiff und Wellen, und wurde wieder munter. Es dauerte gar nicht so sehr lange, so konnte ich schon wieder stehen und auf dem Verdeck umhergehen, und ich rieth nun mein Mittel noch manchen Anderen an, und es hat auch noch manchen Anderen geholfen.

Das, lieber Vetter, ist die Seekrankheit. So geht's uns Seefahrern! Du kannst wohl denken, daß ich noch manchesmal an die Parthie zurückgedacht habe, indessen habe ich auch noch weiter spekulirt. Weißt Du doch, daß wir zwei schon manche Stunde miteinander darüber geschwatzt haben, daß im Reiche der Natur so viele Begebenheiten Gleichnisse sind von Ereignissen im Reiche der Gnade, und weil ich nun einmal von uns Beiden zuerst das Glück gehabt habe, seekrank zu werden, oder vielmehr über See zu fahren, wollt' ich sagen, so mußt Du's mir schon zu gute halten, daß ich so meine einfältigen Gedanken darüber hier mit her setze. Ich meine nämlich, man kann auch noch auf andere Manier seekrank werden, als auf einem hölzernen Schiffe, wie es ja auch noch manches andere Meer giebt, als das, in dem die Wellen naß sind. Zum Exempel heißt's in der Schrift von dem Reichthum der Weisheit und Erkenntniß Gottes: »O welch eine Tiefe!« Das wäre ja gleich ein Meer. Dies meine ich aber jetzt nicht. In Gottes theuer werthem Worte kommen die Wasserwogen noch an manchen andern Orten vor, zum Beispiel in unserm Lieblingspsalm, dem 42., da heißt's: »Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauset, alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich.« — Ich meine, Vetter, die Zeit ist ein Meer, und unser Leben fährt wie ein Schifflein drüber hin. Da ist das Wasser auch

bald hell und spiegelklar, bald gehen die Wellen der Trübsal hoch. Und wenn dann nun so Welle auf Welle herankommt, und das Schifflein bald steigt, bald sinkt und hin und her schwankt, da wird auch manchem gar wunderlich zu Muthe, und eine Unruhe fährt in alle seine Gebeine, daß er auch gerne einen festen und gewissen Ort hätte, an dem er sicher sitzen könnte. Sieht nun solch armes Menschenkind in die Wellen hinein, so wird ihm bänger und immer bänger um's Herz — die dehnen sich ja so lang und weit aus, er sieht kein Ende seiner Noth, er weiß nicht wie er hindurch soll — sieht er auf's Schifflein, auf sich, auf seine Kraft und Weisheit, auf die Mitreisenden, o, wie schwankt da alles hin und her — Menschen können uns ja keinen Trost geben! Darüber wird der Patient denn nun vollends trostlos und verzagt, und starrt vor sich hin, und alle Weisheit und Wissenschaft und Erkenntniß, die ihm früher so wohl behagte, die er hinunterschluckte, wie der Mund die guten Bissen, hält nun nicht mehr bei ihm Stand, es geht alles über Bord. Ach, und wenn dann nun eine gute Eigenschaft nach der andern, die man früher in sich zu haben meinte, herauskommt, wie sieht sie da so ganz anders aus, als vorher, und sie kommen alle heraus, ja, was man schon längst verdaut meinte, kommt noch einmal zum Vorschein, und der Mensch sieht so kläglich hinterher, und sitzt da, so nüchtern und so leer, und ist ihm so weh um's Herz,

und kein Mensch kann ihm helfen, bis er seinen Blick, über Schiff und Wellen hinweg, nach dem ersehnten Punkt am Strande richtet, nach der Gnade Gottes, die erschienen ist in Christo Jesu unserm Herrn. Und wenn er denn alles andere vergißt und fallen läßt, und unverwandt nach der hinschaut, so wird ihm auch geholfen, und das Herz wird wieder leicht und frei, trotz Wasserwogen und Wellengebrause.

Unser Leben ist eben wie so eine Schifffahrt auf dem Haff. Das Wasser ist groß, die Wellen gehen hoch, aber man sieht doch in der Ferne noch das Land. Noch ist die angenehme Zeit, das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gnade Gottes ist erschienen allen Menschen. Wie's draußen auf dem offnen Meer werden wird, wo man nichts als Himmel und Wasser sieht, das steht erst noch zu erwarten. Die Seefahrer wissen, wie's in dem Lande jenseits des Wassers aussieht, und Columbus hat Amerika entdeckt; aber zu uns ist noch Keiner von dannen herübergekommen. Wohl dem, der auf dem Haff schon die Seekrankheit überwunden hat, wo das Auge den festen und sichern Ruhepunkt hat; ich denke mir, auf dem offnen Meere muß sie noch viel schrecklicher sein.

Doch ich kann zu meinem Briefe keinen so traurigen Schluß machen; darum will ich Dir noch in aller Eile von einer Merkwürdigkeit erzählen, von einem Bauwerke, vielleicht von dem größ-

ten, was ich je gesehen habe. Denke aber an keinen Dom, oder an ein Königsschloß. Ich meine die beiden steinernen Hafendämme in Swinemünde, die aus mächtigen Granitblöcken fast eine Viertelstunde in das Meer hineingeführt sind. Welch ein Gedanke schon, das Meer abzudämmen! Du mußt aber die Wellen dazu sehen, wie sie schäumen und wogen, dann erscheint Dir erst das Werk in seiner ganzen Kühnheit. Vetter, ich weiß wohl, unser Herr Gott hält das ganze Meer in seiner hohlen Hand, und er hat in seiner Macht manchem Bächlein ein Bett gegraben, vor dem sich die Swinemünder Hafendämme verstecken müssen, denke nur an die Roßtrappe und das Bodethal hier in unserer Nähe. Aber doch giebt es Menschenwerke, bei welchen ich staunen und bewundern muß, und mir fällt dann allezeit der Spruch ein: »Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.« So ging's mir auch, als ich auf den Molen, so heißen die Hafendämme, in das Meer hineinwandelte.

Für Deine Frau füge ich ein Schächtelchen voll Muscheln bei, die ich selber am Meere aufgelesen habe. Sie liegen dort so dick, daß man sie zusammen kehren könnte. Es ist doch aber recht merkwürdig, bei uns zu Lande ist das Wasser klein, und da sind die Muscheln groß, die man je zuweilen im Kiessande antrifft, dort am Meere sind sie alle nicht größer, als eine Erbse oder Bohne! Doch

wie niedlich ist jede dieser kleinen Schaalen gebaut, und wie prächtig gefärbt! —

Ja wohl, Vetter, ist es wunderbar — das große, weite Meer wälzt seine gewaltigen Wasserwogen an den Strand, und läßt doch nur diese winzigen Dingerchen zurück. Aber sie liegen da, Jahr aus Jahr ein, als eine Predigt Gottes an die Menschen, und können einem das Herz stärken und erquicken, wenn man in das unermeßliche Meer hineinblickt, weil einem allemal bange wird, wenn man so gar kein Ziel und Ende vor sich sieht. Mir ist, als wollte der liebe Gott damit sagen: »Seht ihr Menschen, das ganze weite Meer vor euch, und alle Meere auf der ganzen Welt, sind vor meinen Augen doch nur, wie diese kleine Schaale voll Wasser, darum fürchtet euch nicht, und schaut, wie herrlich ich die kleine Muschel bereitet und geschmückt habe!« So hält's auch der liebe Gott immer! In der ganzen Schöpfung hat er dem Erhabensten überall das Unscheinbarste nahe beigelegt, und oft weiß man nicht, welches von beiden man mehr bewundern soll. Das ist aber alles geschehen zum Trost für unser armes Menschenherz. Die Muscheln am Seestrande kommen mir vor, wie das Moos auf den Felsenspitzen. Weißt Du wohl noch, wie wir im vergangenen Jahre im Bodethale ganz überwältigt waren, als wir unter den gewaltigen, himmelansteigenden Felsenmassen standen, und wie wir uns hernach freuten, als wir oben auf der höchsten Spitze

ein kleines Mooshäufchen abnahmen, das mit seinen grünen Samenkapseln so freundlich und friedlich da stand, als hätte es eben nur eine niedere Strohhütte unter sich! Bei solcher Gelegenheit denkt sich's gut an den Spruch: »Ich, der Hohe und Erhabene, deß Name heilig ist, wohne in der Höhe, und im Heiligthum, und bei denen, die demüthigen und zerschlagenen Geistes sind.« Unser Herr Gott erhalte uns beide in der rechten Niedrigkeit und Demuth, aber er lasse uns wie ein Moos auf dem Felsen seines Heiles stehen, oder wie eine Muschel von dem Meer seiner Barmherzigkeit getragen werden. Amen.

In herzlicher Liebe Dein ꝛc.

Ein Brief von Gottlieb

über einen Regen.

St. den 13. Juli 1844.

Lieber Vetter!

Hiermit füge ich Dir zu wissen, daß uns unser Herrgott nach langem Warten heute mit einem gnädigen Regen heimsucht. Seit einer Stunde regnet's in hellen Güssen und jetzt immer noch fort, daß das Land dampft. Ich bin schon zehnmal in den Garten gelaufen, zu sehen, wie alles sich in die Höhe gerichtet hat und frisch und fröhlich steht und möchte es immer wieder auf's Neue thun. Habe in meiner Jugend bei solcher Gelegenheit oft genug vor Freuden meinen Rock ausziehen müssen und mich beregnen lassen, und ich möchte es heute noch thun, wenigstens kann ich das Ab- und Zugehen nicht lassen. Aber da ist meine Alte hinter mir hergetrippelt gekommen, mit der Schürze über den Kopf, und hat mich beim Rockzipfel gefaßt und gesprochen: Bedenk', Vater, du bist kein Jüngling mehr, und der Sechzig näher als der Funfzig, was gilt's, du liegst mir morgen krank und hast's in der rechten Seite — und damit hat sie mich hereingezogen. Wie's denn so die Weiber machen! — aber sie haben manchmal Recht. Doch was soll ich nun

hier in der Stube anfangen? Den hundert und dritten Psalm habe ich schon durch, aber es regnet immer noch fort! — Ich weiß nichts andres, als ich setze mich hin und schreibe einen Brief an Dich, obgleich ich kaum erst einen abgeschickt, damit sich nur meine Freude so etwas ausweiten kann. Du mußt mir's aber nicht übel nehmen, wenn ich je zuweilen Papier und Feder liegen lasse und trete erst einmal ans Fenster und sehe dem lieben Wetter zu.

Ihr Städter wißt eigentlich gar nicht, was ein Regen ist! Wenn bei Euch unser Herrgott seine Brunnen aufschließt, so spannt Ihr den Paraplü auf, daß Euch kein Tropfen an den Leib kommt und geht wie die Nürnberger unter dem Regen weg. Dazu läuft's von Eurem Steinpflaster so rasch ab, als es gekommen ist und nach ein paar Stunden sieht kein Mensch mehr, daß unser Herr Gott dagewesen ist. Da ist's bei uns ganz anders. Wenn unser eins seinen Grund und Boden so ein dreißig, vierzig mal mit dem Saattuch überlaufen und den Segen Gottes eben so oft heruntergefahren hat, so ist er mit einer Scholle Land ordentlich zusammengewachsen. Wenn's dann dürre wird, oder geht ein acht, vierzehn Tage lang ein trockner, hagerer Wind, so geht das einem mit durch Mark und Bein, und man fürchtet sich einen Blick auf das liebe Ackerland zu thun und macht's fast wie die Pflanzen, die den Tag über den Kopf hängen, und alle Abend und Morgen, wenn's kühl und stille

ist, sich in die Höhe recken und zum lieben Gott um Regen betteln. Ja, Vetter, unsereins hat nur immer zu wehren, daß ihm sein Korn und Kraut nicht zu sehr an's Herz wächst und daß er nicht wird, wie der Hofemeister in Lerchenstedt, der zu seinem Herrn sagte: Gestern und ehegestern haben die Schleppendorfer drüben ihre 60 Morgen mit Dung befahren, das ist ein Mist, daß mir das Wasser im Maule zusammengelaufen ist. Davon wißt Ihr Stadtleute alles nichts. Was läßt denn die Erde bei Euch für allerlei grünes Kraut aufgehen, als etwa in dem halb Mandel Blumentöpfen im Fensterbrett, und die nehmt Ihr wohl gar bei einem Regen herein und meßt ihnen ihr Deputat mit der Gießkanne zu. — —

Meine Alte ist auf den Boden gestiegen, um Scherben unterzustellen, wenn es etwa hier und da durchsickert und unterdessen habe ich mich noch einmal in den Garten gemacht und mit meiner Feldhacke in den Gurkenbeeten gescharrt, wie tief der Regen schon gedrungen ist, aber es geht bereits über Hand und Daumen hoch durch, und es regnet immer noch. Vetter, es ist doch noch was ganz andres, wenn unser Herrgott die Gießkanne nimmt! Meine Mägde mögen wohl so sehnsüchtig nach Regen ausgeschaut haben, als der Salat und die Erbsen, denn sie haben in der letzten Zeit Abends tüchtig dran gemußt mit Wassertragen zum Gießen, weil ich das Zugemüse gerne durchbringen wollte, aber

das Gießen ist doch immer nur ein Nothbehelf; denn erstlich, einmal geregnet, ist besser als zehnmal gegossen, sagt eine alte Bauernregel, und zweitens kriegt so jedes Hälmchen und Gräschen auf meilenweit in der Runde beim Regen sein Theil so gut mit zugemessen, als die Levkojen und der Goldlack auf dem Paradebeete mitten im Garten. Die Pflanzen wissen's auch wohl, ob's ein Mensch ist, der da gießt, oder der liebe Gott, und wenn sie's einem auch danken und die Blätter in die Höhe heben, so kann man's doch am andern Tage gar bald merken, wenn die Sonne das Wasser aufgeleckt hat, daß es mit unserer Hülfe nicht weit her ist. Ich meine, die gehörige Vorbereitung fehlt, denn wenn so nach einem heißen Tage die Wolken am Himmel heraufziehen und den Sonnenstrahlen den Durchpaß verwehren, da merken die Blümlein schon, was kommen kann, und wenn dann der Donner grollt und die Luft sich abkühlt, so horchen sie in die Höhe, und wenn sich dann ein leichter Wind aufmacht und durch die Bäume streicht, daß alle Blätter flüstern, so regt's sich unten in den Pflanzen auch, und der Wind kommt bis zu ihnen herab und sie flüstern mit. Drauf werden die Wolken am Himmel und der Schatten auf der Erde immer dichter, und die Luft fängt an wäßrig zu gehen, und die Pflanzen und Stauden gewinnen ein immer frischeres Herz und schütteln sich, daß sie feste stehen — und dann fallen die ersten Tropfen. Vetter,

ich kann bei solcher Gelegenheit nicht von dem Bohnenbeete, oder wo ich gerade stehe, wegkommen, wie da alles mit einem Male so frisch und dunkelgrün wird, was vor wenigen Stunden noch ganz verschmachtet an der Erde lag, und wie der Regen auf die vollen, straffen Blätter niederrauscht. — —

Hei, wie das jetzt wieder anhebt! — Na, morgen muß ich durch's Feld! Bin neugierig, was meine Kohlpflanzen dazu sagen, und ob's dem Weizen an der Chaussee nicht zu viel geworden ist. Ja, Vetter, was ich noch sagen wollte, es giebt im geistlichen Leben auch Trockniß und fruchtbare Zeiten, und wenn so im menschlichen Herzen einmal alles dürre und trocken steht, da hilft auch das eigne Gießen nichts rechtes. Der Morgen- und Abendsegen ist dann wohl noch eine feine, äußere Zucht, und man nimmt am lieben Sonntage das Gesangbuch und geht in die Kirche, aber es ist eben nur so, daß das Leben hingehalten wird, bis denn unser Herrgott kommt und selber netzt und letzt und seinen Himmel aufschließt und die Segensströme in das Herz träuft. Das geht dann durch und durch, und macht frisch und stark und kräftig, und darum mag ich auch keine Treibhauspflanze sein, der die Erfrischungen durch die Gießkanne zugemessen werden, bei der die liebe Sonne erst durch Glasfenster scheinen muß, und deren ganzes Wachsthum nur ein zusammengekünsteltes ist. Wo die Orangeriebäume im Freien wachsen, da sei Gott dem Herrn Dank für seine

Gnade, aber ich will bei uns zu Lande doch lieber ein Holzbirnbaum an der Waldecke, mit dem Himmel über mir, als ein Pommeranzenstock in des gnädigen Herrn seinem Gewächshause sein. Wer noch keine Zeit der Dürre durchgemacht hat, weiß auch nicht wie wohl ein Regen thut, und deswegen gehöre ich eben so wenig zu den Leuten, die nur immer im Blumentöpfchen sitzen möchten, als zu denen, die, wenn der liebe Gott einmal seine Segensströme so ohne Maaßen herabschüttet, gleich hinter die Dachtraufe in's Trockne sich retiriren und meinen, es wird des Regens zu viel, wir sind dessen nicht werth. Was werth, oder nicht werth! Eben weil wir nichts werth sind, darum brauchen wir den Regen, und weil wir ihn brauchen, darum schickt ihn Gott, nicht weil wir ihn verdient haben. Darum Vetter, was Gott giebt und wie's Gott giebt, wenn wir nur auf Gottes Erdboden stehen und seine Sonne und seinen Himmel über uns haben. Er läßt wohl eine Trockniß kommen, daß unser Saft dürre wird, aber wir vertrocknen nicht, und das Wort: »So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Frost und Hitze, Sommer und Winter« u. s. w. gilt wie von irdischen, so auch von himmlischen Dingen. — —

Jetzt läßt's nach. — Gott sei Lob und Dank für alle seine Gnade! Wenn's nur allerwegen hingekommen ist! Ich habe gehört, daß in etlichen Gegenden das Korn wegen der Dürre recht ver-

kommen sein soll. Sollte mir von Herzen leid thun; — doch ist's vielleicht nicht so arg, denn in der Regel nehmen die Bauern, wenn's an's Klagen geht, den Mund voll. Wir können hier eigentlich noch nicht viel Reden's darüber machen, obschon es auch bei uns lange nicht geregnet hatte. Noch steht alles fröhlich in Hoffnung. Unser Herrgott bescheere uns eine gesegnete Ernte! Ich will meinen 103ten Psalm noch einmal lesen und dann muß ich hinaus in den Garten. Leb' wohl! Wenn Du meinst, daß mein Brief diesmal das Postgeld nicht werth ist, so hast Du Dich auch noch nicht von ganzem Herzen über einen Regen gefreut.

Dein ꝛc.

Flick- und Stückwerk,

aus dem Tagebuche des Schneidergesellen **Franz Schwertlein** aus **Zittau**, sammt einigen Betrachtungen aus der Brieftasche des Tischlers **Ernst Tiefner** aus **Heiligenstadt**.

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

N., den 24. April.

Und nun soll's heißen: »Valet will ich dir geben!« wenn auch in anderm Sinne, als das schöne Lied sagt — Valet dem dumpfen Schneiderzwinger und hinaus in die frische, freie Morgenluft, wieder hinaus in Gottes weite, schöne Welt. Wie das Bächlein im Winter gefriert und hocken bleibt, wo's eben lief, aber im Lenz mit verdoppelter Wanderlust unaufhaltsam weiter eilt, gerade so geht es mir. Es läßt mich nicht, es leid't mich nicht, es zuckt und ruckt in allen Gliedern, die Lerchen singen, die Finken schlagen und lassen sich von Niemand das Fröhlichsein wehren; mir ist, ich dürfe auch nicht fehlen, die Sohlen brennen, ich muß fort.

Darum Valet, du ehrlicher, alter Zachäus, Valet dir und der getreuen Hausfrau! Es ist mir sonderlich wohl gewesen in eurer Mitte, ihr Stillen im Lande, meine Seele ist gespeist und getränkt an

eurem Glauben und an eurer Liebe — wenn auch ich einst zur Ruhe komme und ein ehrsamer Spießbürger werde, so müsse mein Haus sein wie eures, eine Stätte des Friedens.

Und Valet vor allem dir, die mich gehätschelt und gepflegt, Valet dir, tugendsame Jungfrau Maria, du verspätetes Veilchen aus dem Nachsommer ihrer zufriedenen Ehe. Wohl habe ich erkannt, daß in deinem gebrechlichen Leibe eine schöne Seele wohnt, deine stille ungeheuchelte Frömmigkeit hat mein Herz erquickt und nimmer vergesse ich dein — aber doch mußte eben das weite, weiße Leichentuch über alle Herrlichkeit draußen gedeckt sein, wenn ich bei deinen schwindsüchtigen Phantasieen auf dem alten, schnarrenden Clavier den lauten Jubel in Feld und Wald vergessen sollte. Nimm mir's nicht übel, draußen ist's doch schöner! Der den geheimnißvollen Zug in die Brust der Vöglein gepflanzt hat, nach welchem sie kommen und gehen, wandern und Wohnung machen, der heißt auch mich ausziehen, ich muß fort, Valet, Valet! Die blauen Berge winken mir zu. Ich habe nicht Rast, ich habe nicht Ruh; muß wandern im leichten, fröhlichen Sinn, bergauf und bergab, bald her und bald hin: Laßt mich hinaus in das Weite! Eure Liebe sei mein Geleite.

»Herr, mein Gott, ziehe mit mir, und ob ich wohl gar zu fröhlich die Schwingen rege, wie ein Vöglein nach langer Haft, so lasse mich doch nicht

aus deiner Hand, führe mich nach deinem Rath, und nimm mich endlich mit Ehren an!“

L., den 30. April.

Zwanzig Meilen liegen nun bereits zwischen mir und meinem stillen Winterquartiere, aber ich kann mich noch immer nicht satt wandern. Ich laufe und werde nicht müde.

Das macht, ich bin noch nie mit so glänzenden Aussichten ausgezogen. Bin ich doch wie ein Hamster gewesen in umgekehrter Manier, das heißt, ich habe den ganzen Winter gesammelt, um nun im schönen Sommer von meinem Vorrath zehren zu können. Habe ich mir nicht gar manches Stück Zeug geschafft, und über dies alles, habe ich nicht in den schlechten Zwilch um meine Lenden vier blanke Silberlinge genäht, in jegliches Viertheil einen?

Du liebe Zeit, was kann nicht ein Handwerksbursch mit vier Thalern alles anfangen, zumal ein Schneider, von dem es sprüchwörtlich geworden ist, daß er mit viel weniger auskommt, als ein gewöhnlicher, hausbackener Mensch! Welche lachende Zukunft öffnet sich vor meinen Blicken! O glückliche Zeit des Gesellenlebens! Ich verachte die Eisenbahnen, die stolz daherfahren wie ein Dampf, und bedaure die Menschen darinnen, die in elender Knecht-

schaft von Land zu Lande geschleppt werden und sehen Gottes schöne Welt nur durch das enge Wagenfenster, wie die gemalte Landschaft im Guckkasten.

Wie viel besser hab' ich's dagegen! Wenn ich so dastehe, das Angesicht nach dem schönen Süden gewendet, so schaut nach allen vier Himmelsgegenden ein silbernes Auge meines Sparpfennigs, und jegliches zeigt nach seiner Richtung meinem Geiste einen viele Meilen langen Weg in die schöne Welt hinein, den es mir bahnen will, und alle Striche der Windrose dazwischen sind auch mein. Und also soll's denn auch geschehn. Ich kann jetzt noch keine Arbeit nehmen, ich bin zu reich! Nach Süden will ich wandern, bis die Südseite des Gürtels geleert ist, dann schwenke ich nach Osten, messe den Nord und kehre mich endlich nach Westen, dem Abend, dem neuen, stillen Winterquartiere entgegen.

Ich komme mir vor wie ein großer Herr. Vier Thaler im Seckel eines Handwerksburschen sind wie die vier Räder an seiner Staatskarosse. Mein Stock spielt den Kutscher, mein Ranzen den Jäger hintenauf. O fröhlicher Stand! Nach Norden und Süden, ohn' alles Ermüden, querüber das Ränzchen, zieht lustig das Fränzchen weithin durch das Land.

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

Herr mein Gott, o wie lange! Deine Hand liegt schwer auf mir — aber ich murre nicht, meine Seele ist stille zu dir. Deine Gnade hat mir das Zuchthaus zu einer Segensstätte gemacht, daß ich erkannt habe den Schaden meiner Seele und das Heil, welches da steht in Vergebung der Sünden — auch meiner schweren Schuld. Nein, jenes Haus war kein Ort der Strafe für mich; meine Seele ist frei geworden in den düstern Mauern. Soll nun dies unstäte, flüchtige Leben die Sühne sein — Herr, wie du willst — aber vergieb, wenn ich, wo die Wellen mir über das Haupt schlagen, schwanke und zage, und laß die Anfechtung so ein Ende gewinnen, daß ich es möge ertragen.

Wenn sich nur eine mitleidige Seele über mich erbarmen wollte! O fände ich jetzt Arbeit in irgend einer Werkstatt, wie wollte ich fleißig sein von früh bis Abend; aber vergebens poche ich an die Thüren, Niemand mag es mit dem entlassenen Sträflinge versuchen. Und auf den Herbergen, unter den Handwerksburschen, wenn ich das wüste, gottlose Treiben mit ansehen muß, ach dasselbe Treiben, das mich in das Verderben gestürzt hat — und wenn mir das Herz dann brennt, dazwischen zu treten und den Brüdern zu zeigen, auf welchem

Wege sie wandeln, dann empfängt mich frecher Spott und Hohnlachen. Von dem Zuchthäusler will Niemand ein Wort der Ermahnung hören, und ich schleiche hinaus in die stille Nacht und weine meine bittersten Reuethränen und habe Niemand, vor dem ich mein Herz ausschütten kann, als dich Herr, mein Heiland.

O du Allbarmherziger, ich danke dir, daß du mich gedemüthigt hast — aber zerbrich das zerstoßene Rohr nicht ganz, richte mich wieder auf und erquicke meine Seele nach deinem Wort.

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

M., den 15. Mai.

Seit gestern habe ich einen Reisegefährten.

In der Herberge zu A. war ein wildes, wüstes Treiben. Es wurde getanzt, gespielt und gelärmt die ganze Nacht hindurch. Ich hatte aus Menschenfurcht wieder einmal den Spruch vergessen: »Stellet euch nicht dieser Welt gleich«, konnte es aber nicht lange aushalten, schützte Müdigkeit vor und schlich mich still hinauf unter's Dach. Der junge Gesell mit dem bleichen, schwermüthigen Gesicht und dem abgetragenen Kleide, der an nichts Theil nahm, und von dem ich schon unten in der Wirthsstube die Blicke nicht wenden konnte, lag bereits auf der

Streu, wie's schien im festen Schlummer. Ich konnte nicht einschlafen, verhielt mich indeß still, um meinen Kameraden nicht zu stören. Allein auch er schlief nicht, denn nach einer Weile erhob er sich, ging ein weniges hin, kniete nieder, betete lange, lange, und so inbrünstig, daß ich ihn weinen und mit Gewalt ein lautes Schluchzen unterdrücken hörte.

Ich dachte an das Wort Davids: »Ich schwemme mein Lager mit Thränen.« Ach Herr, ich spreche wohl auch meinen Morgen- und Abendsegen, aber von solchen Gebeten weiß ich noch wenig zu sagen. Von drunten schallte der wüste Jubel herauf, und übertönte zuweilen sein stilles Weinen, — ich hatte eben an dem tollen Lärm mit Theil genommen, — mir fiel meine liebe, fromme Mutter ein, — meine Seele erregte sich in mir, ich hätte mögen aufstehen und neben ihm niederknieen, und weinte still mit.

Endlich kehrte Jener zurück, und legte sich wieder an meiner Seite nieder. Ich that, als erwachte ich, und gab mich mit ihm ins Gespräch. »Es ist ein seliges Erkennen«, heißt es in einem schönen Liede. Wir auch erkannten uns, daß wir einem Ziele zuwanderten. Ich bot ihm an, daß wir miteinander reisen wollten. Mit heftigem Weinen erzählte er mir, daß er ein entlassener Sträfling sei.

Soll ich es leugnen, daß ich eine Weile stutzig wurde? Ich schäme mich meines Hochmuths. Ist nicht die ganze Welt ein großes Zuchthaus? Steht

nicht geschrieben: »Er stäupet einen jeglichen Sohn, welchen er annimmt?« Was bin ich gegen seine Buße, seine Reue, seinen Glauben, seine Liebe! Ich habe noch wenig Zuchthauserkenntniß gelernt.

Ich bat meinem Freunde mein Unrecht ab. Seit gestern wandern wir zusammen.

G., den 19. Mai.

Er sandte seine Jünger je zween und zween! — Wozu er das jetzt an mir thut, weiß ich noch nicht, ich werde es wohl hernachmals erfahren — aber meine Seele ist gebunden an diesen Mann.

Gerechter Gott, sechs Jahre Zuchthaus! Sechs träge Winter — jede lange Nacht allein in der Zelle, ohne Licht, ohne Schlaf, umgeben nur von den Schreckbildern des erwachten Gewissens. Und am Tage in Gesellschaft von denen, die in gleicher Verdammniß sind. Aber strenges Schweigen ist der Zunge geboten, und wo doch heimlich geflüstert wird, da sind es schandbare Worte und Narrentheidinge. Und sechs Mal ist es Frühling geworden, aber wenn es die Lerche nicht verrathen hätte, die kalten düstern Mauern hätten es sicher verschwiegen.

Er hat im Trunk bei einer Schlägerei auf dem Tanzboden einen Kameraden auf das Haupt getroffen, und dieser ist an der Verletzung gestorben.

Hundertmal hat er in den einsamen Nächten die blutende Gestalt an seinem Lager gesehen, bis daß er Frieden gefunden in dem Blut, welches für alle Sünden geflossen ist.

Gerechter Gott, auch ich habe ja einst im Zorn meine Hand erhoben gegen meinen Bruder. Wer lenkte den Wurf, daß die schwere Scheere ihr Ziel verfehlte? Es war deine gnädige Hand. Herr, Herr, bewahre mich vor Blutschulden, laß mich lernen von Diesem Buße und Reue und gieb, daß ich dich preise mein Lebenlang.

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

F., den 25. Mai.

Darf ich auch deine Liebe annehmen, du treue Seele? Ach, sie fällt wie ein kühler Thau in mein wundes Herz! Ich bedurfte ja des Trostes so sehr, um nicht völlig zu verzagen.

Er hat seine Wäsche mit mir getheilt, er hat die Nächte hindurch gesessen und meinen Anzug geflickt, er hält mich frei, wo die dürftigen Geschenke nicht ausreichen und er will keinen Dank, er sagt, er könne es wohl thun, er trage viel Geld in seiner Tasche. Himmlischer Vater, laß es wahr sein und vergilt du es, was er an mir Unwürdigen gethan hat.

Aber immer wird es nicht so bleiben, ihm stehen die Häuser offen und bald wandre ich wieder allein. So gern ich arbeiten möchte, von mir heißt es immer: »Niemand hat mich gedinget!« Wann werde ich dahin kommen, daß mein Leib Ruhe und meine Seele Frieden findet!

Ich träumte einen schönen Traum drinnen im Zuchthause. Auch die Welt sollte meine Schande vergessen, wie mir der Herr meine Sünden vergeben hat. Durch Treue, Fleiß und Sparsamkeit wollte ich sie zudecken. Ich wollte beweisen, daß es mir ein Ernst wäre mit meinem Christenthum, daß es eine wahrhaftige Erneuerung des Herzens giebt. O, wie jauchzte meine Seele auf, als ich das Wort des Apostels im Korintherbrief zum ersten Male wieder las, das Trostwort für die Räuber und Lästerer und Trunkenbolde: »Solche sind euer etliche gewesen; aber ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist unseres Gottes.« Wie ein schöner, lichter Stern stand es von da an in den dunklen Mitternächten vor meiner Seele. Ein solcher bist du gewesen, hieß es immer, nun aber abgewaschen — und das Herz wurde mir groß und weit, der Stachel meines Gewissens war vergessen, ich schmeckte den Frieden Gottes und in weiter Ferne breitete sich vor meiner Ahnung eine lichte Zukunft aus; ich wollte den Brüdern verkündigen, was der Herr Großes an mir gethan;

in fernem Lande wollte ich sterben im Dienste dessen, der mich wie einen Brand aus dem Feuer gerissen hat.

Aber ich war zu kühn. — Der Herr spricht: »Laß dir an meiner Gnade genügen!« Hinter dem Mord, auch dem unabsichtlichen, geht auf Erden der Fluch her: »Unstät und flüchtig soll dein Fuß sein!« Genug, daß er mich droben zur Ruhe bringen will.

Und doch spricht David im Psalm, da er den Urias erschlagen, nachdem er sich gedemüthigt: »Ich will die Uebertreter deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu dir bekehren.« — — Herr, Herr, laß meine Seele stille sein zu dir!

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

O., den 28. Juni.

Das Reisen zu zween ist zwar vergnüglicher, aber doch etwas kostspieliger. Von meiner Staatskarosse bin ich bald zur dreiräderigen Dräsine heruntergekommen, habe mich nur ein weniges auf dem gemeinen Postkarren umgesehen, und seit einigen Tagen ist auch mein letzter Silberling in Münze verwandelt. Wer nun meine Beinkleider stiehlt, hat eine getäuschte Hoffnung mehr zu beklagen! Doch hab' ich alle meine gesunden Gliedmaßen noch, und

bin guter Dinge. Mein Seckel ist die weite Welt! Ich schau', gebricht es mir an Geld, die Vögel unterm Himmelszelt, und hab' mein Sach' auf Gott gestellt. — Mein Name ist Schwertlein; der Stock ist mein Pferdlein, so geht's in die Welt 'nein.

Mein Reisegefährte wird mir von Tage zu Tage lieber. Er ist jedenfalls ein philosophisches Genie und hat Anlage zu einem Gelehrten. Dazu mögen wohl die langen, einsamen Nächte im Zuchthaus beigetragen haben. Lieber Gott, was läßt sich in der Zeit alles ausgrübeln! Aber, hu, hu, mich überläuft's eiskalt. Ich denke mir, in solchem Falle muß einer entweder ein philosophischer Tiefdenker werden, und wenn's auch nur auf Spitzbübereien wäre, oder er wird stumpf und dumm. Was aus mir geworden wäre, weiß ich nicht. Ich glaube, ich bin wie eine Wachtel, ich hätte mir im Käfig den Kopf eingestoßen.

Wenn ich Anlage zur Philosophie hätte, so hätte ich längst einmal ausgeklügelt, wie's zugeht, daß ich von diesem Manne nicht lassen kann, trotzdem unser Sinn so grundverschieden ist. Wir sind beide voll bis zum Ueberlaufen; aber ich vor Fröhlichkeit, er vor Trauer und Schwermuth.

Gestern haben wir Robinson gespielt. Reine Wäsche nämlich ist von je her meine Passion gewesen. Meine liebe Mutter gab mir als eine Reiseregel mit auf den Weg: »Halt auf reine Wäsche und ganze Schuh, denn darauf sieht man bei einem

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Handwerksburschen zu allererst,« oder, wie ich mir den Spruch in ein Reimlein gesetzt: »Hemd rein, Schuh ganz, hilft durch die Welt, Franz!« — Also, es war gestern drückend heiß, ich hatte meinen Rock ausgezogen und wurde dabei an meinen Spruch erinnert. Wir kamen an einem stillen Wasser vorbei und beschlossen zu baden. Dabei wusch jeder seine beiden Hemden und wir wollten so lange im Wasser bleiben, bis sie wieder trocken wären. Aber entweder war bei Robinson die Luft noch heißer zum Trocknen, oder das Wasser war wärmer, daß sich's länger drin aushalten ließ, ich fror bei zwanzig Grad Wärme, unter uns gesagt, wie ein — Schneider. Ja, ich habe mich in meines Handwerks Namen vor dem Tischler geschämt, denn dem schien's besser zu bekommen.

Hinterher hielten wir offne Tafel. Frisch Brod und delikate Kirschen, und da habe ich mein Handwerk wieder zu Ehren gebracht, denn ich habe gegessen wie ein Grobschmied.

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

D., den 30. Juni.

Wieder vergeblich an alle Thüren angeklopft — die große, weite Stadt mit den vielen Werkstätten hat doch keinen Platz für mich. Wir sollen

nicht sorgen für den andern Morgen, ach jeder neue Tag mit seiner Last erdrückt mich ganz. Dem treuen Gefährten darf ich meinen Kummer nicht klagen, er thut ohnedies zu viel an mir. Meine Kleidung reißt immer mehr ab, seine fleißige Nadel vermag sie kaum noch zusammen zu halten. Und soll es denn immer so fort gehen? Soll ich mich wie ein schweres Bleigewicht an seinen leichten, fröhlichen Schritt hängen! Soll ich ihm seinen Sparpfennig aufzehren! Und wenn er so viel Geld hätte, warum schafft er sich keine neue Wäsche an? Er sagt, er wolle nicht so schwer tragen. —

Schwer tragen! Was ist schwer? — Sechzig Pfund auf dem Rücken eines Handwerksburschen sind es nicht, wenn eine freie, lachende Zukunft vor seinen Blicken offen liegt. Aber mein Weg ist schwer. — Meine Sünde ist mir wie eine schwere Last zu schwer geworden! Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens gewesen. Ja die Sünden meiner wilden, wüsten Jugend liegen schwer auf mir! O, ich habe Stunden, wo ich zweifele, ob sie mir auch wirklich vergeben sind; ob nicht ein bloßer Wahn meine stille Seligkeit im Zuchthause war — ob nicht Fieberhitze, aufgeregte Phantasie mich in den Worten des Predigers einen falschen Frieden finden ließ; ob ich nicht umhergehen muß, nicht blos gebrandmarkt an der Stirn, sondern auf dem Herzen den schweren Fluch der unversöhnten That. —

Ich möchte zurück ins Zuchthaus, zurück in meine einsame Zelle. — Wenn ich Wärter werden könnte in den Mauern, die jedem Andern unheimlich scheinen, wenn mir der niedrigste Dienst im Hause anvertraut würde, wie sollte es mir eine Stätte des Friedens sein! Dann dürfte ich meinen Mund weit aufthun gegen die Unglücklichen um mich her — ach viele büßen ja um minder schwere Schuld als ich — o, wie sollte mir das Herz aufgehen in heißer, brünstiger Liebe — aber, wer mag den entlassenen Sträfling zum Hüter über die andern setzen, und wenn man es thäte, welcher Gefangene würde auf mein Wort achten, da sie mich alle kennen und meine Schuld. Also zurück möchte ich in meine einsame Zelle! — O, wie viel seliger war ich in derselben, als hier in der Welt, die mich von sich stößt. Zurück in den Kerker, oder weit, weit fort in ein fernes Land. Aber ich kann nicht fort. Meine Füße sind gefesselt an den Boden dieses Vaterlandes, das doch kein Herz mehr für mich hat. Und ob ich fort könnte, ob mich die Füße auch weit hinweg trügen, wer will sich des zerlumpten Bettlers annehmen?

Herr, vergieb mir mein Murren! Du hast mir die treue Seele zugeführt, die noch bis jetzt nicht von mir gelassen hat — deine Hand ist nicht zu kurz geworden — Herr, ich warte auf dein Heil!

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

H., den 10. Juli.

Was ist dir, Schwertlein! Warum betrübst du dich und hängst den Kopf wie eine Herbstblume, die der Frost getroffen? Weil du sie verloren hast, die treue Gefährtin deiner Jugend? Weil deine Zier, deine Freude, deine Krone dir vom Haupte, oder richtiger aus der Westentasche gefallen ist? Hat nicht schon der weise Salomo gesprochen: «Alles ist eitel!» Muß nicht die Welt vergehen mit ihrer Lust! Steht nicht geschrieben: »Wer Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib oder Kind mehr liebt, als mich, der ist mein nicht werth!» — Und du willst um einer schäbigen Uhr willen solch Aufhebens machen?

Zwar, wenn ich bedenke, wie sauer sie mir geworden ist, wie manche Nacht ich durchwacht habe, bis ich sie erobert — (ich konnte in Wahrheit von ihr sagen: daß du so schön bist, habe ich meinem eignen Leichnam abgebrochen) — wenn ich bedenke, wie wenig ein Handwerksbursch eigentlich hat, was er wirklich sein nennen kann, so finde ich es recht bitter, wenn er sich von dem Wenigen, was er hat, noch trennen soll, wenn er — — Franz Schwertlein, besinne dich, du bist doch, bei Lichte besehen, nichts weiter, als ein elender, hochmüthiger Schneider. Ich schäme mich dein, gemeine Seele! Machst ein Lamento um deine Uhr, und vor hundert Jahren hat noch kein Mensch eine getragen. Bist du besser,

als deine Väter! Blicke deinem Kameraden ins Angesicht, statt auf das Zifferblatt deiner Uhr. Siehe wie künstlich und fein ist ein Mensch bereitet. Sollte um eines schlechten Uhrwerks willen ein Menschenkind darben? Nun und nimmermehr.

Freilich habe ich sie um ein Billiges hingeben müssen, aber es ist besser, wenig mit Gerechtigkeit, denn groß Einkommens mit Unrecht. Also lustig und guter Dinge! Für etliche Zeit haben wir wieder zu leben. Natürlich, der Bruder Schwermuth darf nicht wissen, wo das Geld herkommt, beileibe nicht. Darum habe ich meinen Nähring an das Uhrband geknüpft, wenn's nicht etwa halb und halb aus Hochmuth geschehen ist, daß die Welt denken soll, ich trage noch eine Uhr.

Was aber endlich werden wird — nun, darüber will ich mir Gedanken machen, wenn ich des Geldes für die Uhr los und ledig bin. So viel steht fest, verlassen darf ich den Tischler nicht und sollte ich den Rock verkaufen müssen und in Hemdärmeln weiter laufen. Ich kann auch nicht eher Arbeit nehmen, bis ich ihn untergebracht weiß, obschon es mir in dem schönen L. gut genug geboten wurde.

Manchmal zerbreche ich mir den Kopf, ob dem Armen nicht auf irgend eine andere Weise zu helfen wäre; denn auf sein Handwerk muß er in Wahrheit betteln gehn. Ich zittere, so oft unsere Wanderbücher visirt werden müssen, daß man uns sans façon nach Hause schreibt, denn wir laufen ja schon über

die gesetzliche Zeit. Dreimal habe ich uns bereits losgebettelt, aber auf die Länge hilft das doch nicht mehr. Und dann müßten wir uns ja doch trennen! Nun, unser Hergott hat sicher noch Rath, und hat auch gewiß etwas Sonderliches mit diesem vor, deß tröst' ich mich und will mich nicht um den Segen bringen, es mit ansehen zu können. Also wir bleiben ungeschieden, bis es per Ordre geschehen muß.

Doch um noch einmal auf meine Uhr zu kommen; — weil ich nicht blos ein gemeiner Schneider, sondern zugleich eine Art poetischer Kleidermacher bin, kann ich nicht anders schließen, als mit einer Elegie auf die Unvergeßliche. Ich könnte anfangen, mich an das Mantellied anlehnend: »Du hast so manche liebe Nacht, mit tick und tack und tack und tick, getreu an meinem Bett gewacht« — doch das wird zu herzbrechend, da halt' ich's nicht bei aus. Also: »Fragt mich nun eins: Was ist die Uhr? So zieh' ich keck an meiner Schnur, und wer vom Nähring just nichts weiß, der denkt, es ist ein Uhrgehäus'.« »«Ei, Schneiderlein, dein' Uhr ist klein! Ich seh' ja dran kein Zifferblatt; sag' an, wer's dir gestohlen hat?«« «Und mancher denkt in seinem Sinn, was ich ein stolzer Schneider bin!» — Der Schluß kann wiederholt werden.

J., den 13. Juli.

Vergieb mir, Bruderherz, daß ich zum Schleicher geworden bin. Aber gesegnet die Stunde, da ich heimlicher Weise deine Herzensergießungen aus der Brieftasche gelesen habe. Denn nun ist's mir plötzlich klar geworden, wo du zu Ruhe kommen sollst, und was der Herr mit dir vorhat. Missionar mußt du werden! Wenn einer dazu paßt, so bist du's. Und was ich dabei zu thun habe, das wußte ich auch gleich. Ich habe an das Comité nach B. deinetwegen geschrieben. 'S ist freilich nur ein schlechter Brief, aber unser Herrgott kann mit wenig viel ausrichten. Und habe ich nicht vor zwei Jahren in B. gearbeitet? Bin ich nicht oft genug beim Jünglingsverein im Missionshause gewesen? Kenne ich nicht ihrer etliche der Zöglinge? Hat mich nicht der Inspektor sogar nach meinem Namen gefragt? Warum sollte ich also nicht an das Comité schreiben können?

Ich setze aber Abschrift von dem Brief in dies Büchlein, und die Antwort soll auch mit hineinkommen, zum Andenken für die kommenden Geschlechter der Schwertleins. Mein Herz sagt mir, die Antwort muß bejahend ausfallen. Mein armes Brieflein aber lautet:

»Hochehrwürdige Herren!

Ew. Hochehrwürden wollen nicht für ungut nehmen, wenn ich, der Schneidergesell Franz Schwertlein aus Zittau, so frei bin, auf meiner Wander-

schaft eine demüthige Bitte an Dieselben zu richten. Ich bitte aber nicht für mich, sondern für meinen Kameraden. Was nun das Herkommen dieses Kameraden anbetrifft, so müssen Ew. Hochehrwürden dabei an das Sprüchlein denken: »»Wir sind allzumal Sünder,«« denn er kommt geraden Weges aus dem Zuchthause. Aber Ew. Hochehrwürden erschrecken nicht, denn ob ich schon ehrlicher Leute Kind bin und mein Vater seiner Zeit Schöppe gewesen ist, so rechne ich mir's doch zum besondern Ruhm, mit diesem besagten Tischler Ernst Tiefner aus Heiligenstadt nun schon fast über 8 Wochen zusammen gewandert zu sein. Ew. Hochehrwürden sollten nur wissen, wie schwer die Hand des Herrn auf ihm liegt, und wie er seinen Herrn Jesum lieb hat. Er möchte gern arbeiten, aber Niemand will ihn dingen, Niemand nimmt sich seiner an. Dabei dünkt mich, hat er einen sonderlichen Beruf in sich für die heilige Sache der Mission und sein Herz ist ihm inwendig entbrannt dafür. Aber weder Ew. Hochehrwürden, noch ich, hätten jemals ein Wort davon erfahren, wenn ich nicht heimlich in seiner Brieftasche gelesen hätte. Doch da steht's auch nicht mit klaren Worten, denn er hält sich für viel zu unwürdig zu solch hohem Werk. Er möchte nur gern der Welt durch seinen Wandel Beweis geben, daß es ihm ein Ernst ist mit seinem Christenthum. Aber die Welt will solches Beweises nicht. Ich schreibe auch diesen Brief ohne sein

Wissen. Aber weil er zu blöde ist zur Bitte, sonderlich da ihn die lange Irrfahrt und der viele Spott und Hohn erst noch blöder gemacht hat, so treibt mich mein Herz, für ihn demüthigst zu schreiben, ob es Hochehrwürden nicht mit ihm versuchen wollten. Ich bitte Ew. Hochehrwürden um Christi willen, meinen Brief nicht zu verachten, und es mit ihm zu versuchen, damit er nicht anfängt zu zagen und zu zweifeln, denn es geht ihm gar zu traurig. Ich bin überzeugt, Hochehrwürden würden mit ihm zufrieden sein. Er hat ein demüthiges Herz und schöne Kenntnisse. Er hat sechs Jahre im Zuchthause gesessen und Gottes Wort studirt und wenn er es auch nicht hebräisch kann, so weiß er es doch deutsch fast auswendig. Sein Alter ist 25 Jahr. Ich weiß nicht, ob ich Ew. Hochehrwürden genug gebeten habe; aber wenn Dieselben meine Bitte abschlügen, und ich sähe meinen Kameraden an, so müßte ich denken, meine schlechte Vorstellung wäre daran Schuld, und ich wollte mich grämen, als wär' mir meine Mutter gestorben.

Mit der flehendlichen Bitte zu Gott, daß er Hochehrwürden das Herz lenken wolle, habe ich die Ehre zu sein u. s. w.

Nachschrift. Die beiden Flecken da auf meinem schlechten Schreiben kommen von einem Paar Tropfen, die mir vor Freuden aus den Augen fielen, als ich daran dachte, daß Hochehrwürden nicht würden nein sagen können. Wenn Hochehrwürden mir

gefälligst Antwort geben wollten, so belieben Sie dieselbe an die Schneiderherberge in Magdeburg zu richten, abzugeben an Franz Schwertlein aus Zittau, und wenn's nicht zu viel wäre, so wollte ich noch bemerken, daß ich in 14 Tagen, so Gott will, daselbst einzuwandern gedenke, und Gott danken wollte, wenn ich Antwort bereits vorfände.“

Dies mein Brief; und nun ziehe er hin im Namen des Herrn. Es segne ihn Gott, unser Gott. Daß ich aber das Alles still für mich behalten muß, ist das schwerste Stück bei der ganzen Geschichte. Doch wenn sie mir die Bitte abschlagen, so darf er es nie erfahren. Ich könnte es nicht ertragen, wenn ich ihm diese neue, bitterste Täuschung sollte bereitet haben. Er erfahre nur, daß wir uns durch die Altmark nach Magdeburg schlagen wollen.

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

P., den 22. Juli.

Bin ich doch hintergangen von dir, du treue Seele! Hast du die Uhr meinethalben verkauft, so ist mir's auch gewiß, daß du keine Arbeit nimmst, um mich nicht allein ziehen zu lassen. O du treuster Freund! wenn ich Armer, aus der mensch-

lichen Gesellschaft Verstoßener, noch irgend einen Segen habe, so müsse er auf deinem Haupte ruhen. Aber was ich thun soll, das weiß ich jetzt auch. Du verlässest mich nicht, wohlan, so muß ich dich verlassen. Ich muß dich verlassen, und weil ich nicht den Muth habe, dir das in das Gesicht zu sagen, weil ich mit Worten nicht Abschied nehmen kann von dir, so muß ich dich heimlich verlassen.

Aber wohin soll ich mich wenden? Wohin wenden? Als ob ich darüber noch bestimmen könnte! Vielleicht schon im nächsten Nachtquartier werde ich nach Haus geschrieben. Zurück muß ich nach meiner Heimath, zurück nach dem Ort, der mir so fremd ist, wie jeder andere, in dem ich auf nichts mehr ein Recht habe, als auf die Gräber meiner Eltern. Da ich vom Zuchthaus kam, sah mich jeder scheel an, jetzt kehre ich zurück, ein Schauspiel der Menschen, ein Spott der Leute, nicht krank genug, um im Spital auf Stadtkosten unterhalten zu werden, aber doch so aussätzig, daß mein Handwerk mich ausstößt.

Herr, mein Gott, dennoch bleibe ich an dir! Ich trage nur, was meine Thaten werth sind, und flehe dich an um deine Gnade. Verlaß du mich nicht, wenn ich jetzt auch meinen einzigen Freund verlassen muß. Ich weiß, du hast über mich nur Gedanken des Friedens. Ich will mein Handwerk aufgeben, da es mich aufgiebt. Ich will gehen und an der Eisenbahn Arbeit suchen, daß ich mein Leben

friste. Ach, ich gehe einem wilden, wüsten Treiben entgegen! Herr, eins bitte ich von dir, gieb mir wieder einen Freund, laß mich eine Seele finden, die mit mir eines Sinnes ist, damit ich nicht so ganz verlassen stehe. Doch vergieb. Wenn ich nur dich habe, soll ich nicht fragen nach Himmel und Erde.

Und nun lebe wohl, du mein treuster, bester Freund auf dieser Erde. Weine nicht um mich, härme dich nicht. — Einer ist, der mich tröstet, und wir werden einst Beide dahin gelangen, wo kein Leid mehr ist, wo Gott selbst abwischen wird alle Thränen.

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

U., den 24. Juli.

Das fehlte gerade noch. — Meine Füße wollen schon nicht mehr den gewöhnlichen Schritt gehen, ich studire bereits an der Rede, mit der ich ihm das Schreiben aus B. überreichen will — und zwei Tagereisen vor dem ersehnten Ziele läuft er mir aus dem Garn. Es steht geschrieben: »Des Herrn Rath ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus!« Wunderlich geht es bereits, das herrlich haben wir gewiß bald zu erwarten.

Aber was thue ich nun? Setze ich dem Flüchtling nach? Wo soll ich ihn finden! Ich versäume

darüber das Wichtigste, den Brief. Und wenn ich ihn fände, was soll ich jetzt mit ihm anfangen? Soll ich ihm von dem Trost sagen, der erst noch unterwegs ist? Soll ich seine gesunkenen Hoffnungen noch einmal in die Höhe schrauben, damit sie vielleicht um so grausamer wieder niedergetreten werden? Nein, erst muß ich den Brief holen und dann will ich ihn suchen, so weit mich meine Füße tragen.

Ach der Aermste kann mir ja ohnedies nicht entlaufen! Dafür sorgt eine wohledle Straßenpolizei. Die hat ihm seinen Weg bereits zudiktirt. Für uns Handwerksburschen pflegt sie ganz absonderliche Fürsorge zu tragen. Doch stille. Keine aufrührerischen Gedanken! Wir Schneider stehen ohnedies im Verdacht der Demagogie, seitdem Weitling unser Handwerk so in Verruf gebracht hat. Es ist eine merkwürdige Zeit. Die Schneider spielen eine große Rolle. Man will Staat und Kirche zuschneiden, wie einen modernen Frack. Ich wasche meine Hände in Unschuld.

R., den 25. Juli.

Da haben wir die Herrlichkeit frisch hinter dem Wunderbarlichen her. Wenn mir nicht so ernsthaft zu Muthe wäre, wär's eigentlich zum Kranklachen. — Also in einem Quartiere liegen wir zusammen!

Aber ich will ihn und darf ihn noch nicht sehen. Er soll nicht wissen, daß ich hier bin.

Am allermeisten freue ich mich darüber, daß er so richtig auf mein Herz spekulirt und sich dabei doch verrechnet hat. Ich habe es immer gesagt, Bruder Tiefsinn ist ein Erzgrübler. Daß ich hinter ihm hersetzen würde, hat er richtig herausgebracht und hat gemeint, er könne mich nicht besser von seiner Spur abbringen, als wenn er den verabredeten Weg gerade fort geht — aber daß ich vor allen Dingen erst nach Magdeburg müßte, hat er freilich nicht wissen können. So treffen wir denn richtig hier zusammen. Ich bin so vergnügt, daß ich vor Freuden Bockssprünge machen könnte. Doch pfui! über dies Wort, das mir noch dazu in der ehrsamen Schneiderherberge entfährt.

Aber warum denn: pfui? — Hat Niemand etwas dagegen, wenn man einen König mit einem Adler, einen Feldherrn mit einem Löwen, eine Jungfrau mit einem Schwan vergleicht, und wenn das Sinnbild der Gelehrsamkeit eine Eule und das der Kraft gar ein plumper Stier ist, warum soll's denn ehrenrührig sein, wenn man uns Schneider mit der fröhlichen Geis zusammenstellt? Oder, so frag' ich füglich: Ist das anzüglich, wenn wir, mit wenig begnüglich, an Leib und Beinen zwar mager erscheinen, aber flink sind trotz einem? — Ein lustiger Muth, bei wenigem Gut, das ist das rechte Schneiderblut.

Doch ernsthaft, Schwertlein! Du spielst gewissermaßen jetzt eine Art Schutzgeist, wahre deine Würde.

Er hat sich oben im Dachkämmerlein bereits eine Lagerstätte gesucht; wohl, so kampire ich hier unten. Aber durch's Schlüsselloch möchte ich ihn gar zu gern mal sehen. Die Wirthsfrau sagt, daß er sehr über Schmerzen im linken Fuß geklagt, und sich Talglappen hat geben lassen. Siehst du wohl, Herr Fürwitz, daß du nicht ohne den Schwertlein sein kannst? Bekommt dir der eine Tag deiner Wanderschaft solo schon so übel, was hätte auf die Länge aus dir werden sollen? — Ich komme mir vor, wie sein böses Gewissen, nur daß ich lauter heilsame Dinge für ihn im Sinne habe.

Ach Herr, mein Gott, wie hast du mich so glücklich gemacht!

Den 26. Juli früh.

Eben habe ich durch das Eckfenster ihn abhinken sehen. Fast wäre ich mit dem Kopf durch die Scheiben gefahren und hätte hinter ihm hergerufen. Aber hilf Himmel, wie hinkt der arme Mensch. Auf diese Weise wäre er sicher nicht nach Magdeburg gekommen, wenn nicht der liebe Gott wiederum geholfen hätte. Da muß nun gerade heut Nacht hier im Gasthofe ein freundliches Herrlein logiren

mit einem offnen Wäglein und mir freie Fahrt bis Magdeburg anbieten. Das kam wie gerufen. Ich erzählte ihm von meinem Plane, so viel eben nothwendig war, bat es auf etliche Pfund nicht ankommen zu lassen und statt eines Schneiderleins einen handfesten Tischler einzusacken — das Herrlein gewährte und hat nun bereits den lahmen Ernst eingeholt und aufgepackt. Ueber das alles hat er versprochen, nichts zu verrathen. So fährt Jener nun seinem Verhängniß entgegen, und ich habe nichts weiter zu thun, als zu machen, daß ich hinterher komme.

M., den 26. Juli, Abends.

Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding! — Da stehe ich nun und habe die Hülfe des Herrn verbrieft und versiegelt in der Hand, und doch will's mit dem Freuen noch nicht so recht von statten gehen. Und das alles blos darum, weil der liebe Herrgott im Himmel andere und höhere Gedanken hat, als ein blödsichtiges, dürftiges Schneiderlein. Vor 14 Tagen hätte ich die hellen Freudenthränen geweint, wenn ich das gewußt hätte, was ich jetzt weiß, und heute thue ich, als ob mir's noch gar nicht genug wäre, als wenn ich dabei noch etwas dran zu geben hätte. Franz Schwertlein schäme dich, gieb Gott die Ehre und sei fröhlich und guter Dinge.

Heute wird's aber doch zu spät, daß ich den Brief nach der Tischlerherberge trage. Auch muß ich erst das Niederschlagspulver wirken lassen, damit ich morgen gesund und frisch vor dem Tiefner stehe. Ich will lieber jetzt, wie ich gelobt, den Berliner Brief abschreiben, wenn auch nicht zum ewigen Andenken für die kommenden Geschlechter der Schwertleins, doch für's Künftige zu meinem eignen Nutz und Frommen:

»B., den 28. Juli.

Im Namen des Comité bin ich beauftragt, Ihnen auf Ihre liebe Zuschrift Antwort zu geben.« (Also das ganze Comité hat sich meinetwegen incommodirt. Das macht mich ganz weich.) »Wir haben uns innig erquickt an Ihrer treuen Liebe für den unglücklichen Tiefner, und fühlen das aufrichtigste Mitleiden mit seiner traurigen Lage.« (Kann einer freundlicher schreiben?) »Von Herzen gern bieten wir die Hand, um ihm, so viel in unsern Kräften steht, wieder aufzuhelfen;« (was will ich Nimmersatt denn mehr?) »obschon wir Ihren Wunsch in Betreff seiner Aufnahme im Missionshause für jetzt nicht erfüllen dürfen.« (Also nicht einmal für immer abgeschlagen!) »Können wir es schon nicht verantworten, auf das bloße Zeugniß eines Einzelnen hin einen sonst auch bürgerlich unbescholtenen Menschen ohne Weiteres in die Reihen unserer Zöglinge aufzunehmen, so geht das noch viel weni-

ger in dem vorliegenden Falle, und obschon wir nicht glauben, daß Sie das Missionswerk überhaupt zu leicht ansehen, so hat Sie doch bei Ihrer Bitte die Liebe zu Ihrem Freunde die für uns ganz unabweislichen Rücksichten vergessen lassen.« (Milde genug für einen hochmüthigen Schneiderlump!) »Wir dürfen vor Gott und unserm Gewissen nicht eher einen Beschluß fassen, wie Sie ihn fordern, bis wir, so weit das vor Menschenaugen möglich, nach eigener, reiflicher Prüfung die feste Ueberzeugung gewonnen haben, daß kein falsches Feuer zu dem Verlangen getrieben hat, und daß der rechte, innere Beruf mit den nöthigen Gaben verbunden ist. Erwägen Sie ferner, was der Apostel an Titus schreibt, und was uns gerade für unsere Missionszöglinge ein besonders wichtiges Wort ist: »»Allenthalben aber stelle dich selbst zum Vorbilde guter Werke, — auf daß der Widerwärtige sich schäme, und nichts habe, daß er von uns möge Böses sagen.«« Ist es nicht, und es stimmt ja dies mit seinen eigenen Aeußerungen, die Sie uns mittheilen, überein, ist es nicht nach diesem Wort für jetzt für Ihren Freund heilsamer, wenn er in dem Berufe, darin er von Gott berufen ist, sich den guten Leumund, von dem der Apostel redet, wieder zu verschaffen sucht?« (Ich kann bald nicht weiter schreiben! Wie viel Mühe giebt sich der liebe Mann meinetwegen — und ich Esel wollte doch noch mucksen.) »Sie sagen: aber Niemand will ihn

dingen! — Ihr Brief und das Bild, das Sie von Ihrem Freunde entworfen haben, hat für Sie Beide auf uns einen so vortheilhaften Eindruck gemacht, daß auf unsere Verwendung ein hiesiger, sehr achtbarer Meister, der zugleich unserer heiligen Sache von ganzem Herzen zugethan ist, sich gern entschlossen hat, dem Tiefner in seiner Werkstatt Arbeit zu geben. Er findet hier bei hinlänglichem Lohn und guter Behandlung Gelegenheit genug, Zeugniß abzulegen von seinem Glauben, seiner Liebe und seiner Geduld, und wir werden gern jede Veranlassung benutzen, ihn näher kennen zu lernen.“ — — (Ich kann nicht weiter schreiben, ich muß mich sonst zu Tode schämen! Es geht nicht anders, ich renne heut Abend noch nach der Tischlerherberge.)

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

M., den 5. August.

Da liege ich nun schon seit 8 Tagen hier im Spital, mein Fuß hat sich entzündet und läßt mich nicht fort — aber mein Herz ist desto gesunder, ist voll Lob und Dank; meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes, denn er hat meine Niedrigkeit angesehen. Mein stiller, heißester Wunsch bei Tag und Nacht ist erhört, ich habe wieder Arbeit und das bei einem Meister, der mich nicht verachtet und

verhöhnt, der mich versteht und Mitleiden und Geduld mit mir hat. Ich danke dir Gott, ich danke dir, daß du so freundlich bist.

Und nächst Gott habe ich doch dies alles dir zu verdanken, du treues, liebes Bruderherz. Ach dein Angesicht glänzte wie das Antlitz Mosis, da du mit dem offnen Briefe an mein Schmerzenslager tratest, und mir um den Hals fielest mit den Worten: Freue dich, denn deine Ritterschaft hat ein Ende. Du wolltest vorlesen und konntest nicht, und wir weinten Beide lange. Ich kann dir auch keine Vorwürfe machen, daß du, von deiner Bruderliebe verblendet, einen solchen Brief zu schreiben wagtest. Deine ganze Seele muß aus demselben gesprochen haben, sonst hätten sie ihn nicht in Liebe vertragen. Mein Betragen wird ihnen ja zeigen, daß ich mich nicht in Hochmuth zu solchem Verlangen erhoben habe. Darauf hast du mich hierher ins Spital gebracht, und Gott sei Dank, der Fuß fängt bereits an sich zu bessern. Es ist das wohl noch eine recht heilsame Zucht für mich, daß ich hier das Stillesein und Harren einüben muß, denn mein Herz ist längst vorausgeeilt nach dem fernen B. Herr, hilf du mir, daß ich nur erst diesen Weg noch zurücklegen kann, und heile den kranken Fuß, daß ich wandere und nicht müde werde, daß ich laufe und nicht matt werde.

Mein treuer Schwertlein hat Arbeit gefunden hier in der Stadt. Er kommt immer in der Däm-

merzeit auf ein flüchtiges Halbstündchen, um sich zu erkundigen, ob mir etwas fehle und bringt mir eine Erquickung mit. Aber am Sonntage saß er den ganzen langen Tag an meinem Lager. Er arbeitet über Feierabend, sonst bliebe er wohl jeden Abend an meinem Bett. Segne der Herr deine Arbeit, mein treuer, fleißiger Franz! Auch deine Kleidung ist ja von der langen Reise abgerissen, du hast so mancherlei mit mir getheilt, dessen du nothwendig genug bedarfst, und hast ja von jeher auf Sauberkeit und Ordnung gehalten. Ach, ich weiß es ja, welch ein Jammer auf einem heruntergekommenen Handwerksburschen liegt, wie ihn Jeder mißtrauisch ansieht, wie ihn Niemand so leicht in Arbeit nimmt, trotzdem er es gerade am nöthigsten hat. Segne der Herr deine Arbeit mein treuer, lieber Franz, jetzt und fernerweit, daß du reichlich wiederfindest, was du an mir gethan hast.

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

M., den 13. August.

Die Freude muß das beste Wundpflaster von der Welt sein! Ernst hinkt bereits wieder umher, daß es eine Lust ist, und probirt täglich seine wachsenden Kräfte.

Wenn ich so in einsamer Nacht still für mich hin bei der Nadel sitze, und um die Müdigkeit zu

vertreiben, an die jüngstverlebte Zeit zurückdenke, dann überfällt mich oft eine seltsame Freude, bei der die Augen ganz naß werden. Beschreiben kann ich es nicht, es will das an dem eigenen Herzen erfahren sein; aber ich sehe den Finger des Herrn deutlich vor Augen. Nun wieder, daß er mich hier Arbeit finden läßt, daß ich einen schönen Verdienst habe, daß die Eisenbahn von hier nach B. geht — es paßt alles gar zu trefflich. — —

Heute Morgen versuchte mich die Schlange der Hoffahrt, der Geizteufel, der Geist der Selbstsucht, oder was es sonst für ein schwarzer Geselle war. »Zittauer«, hob mein Meister bei der Arbeit an, »ich sehe, du sparst, und deß freue ich mich. Ein ordentlicher Kerl hält etwas auf seinen Leib, und man merkt die lange Wanderschaft an deinem Zeug. Ich habe da ein schönes, preiswürdiges Tuch und will's dir zum Einkaufspreise überlassen. Du sollst es auch nicht gleich auf einmal bezahlen, sondern kannst es abarbeiten.« Was soll ich es leugnen, ich wurde eine Weile ganz schwach; dann aber fielen mir meine beiden gesunden Füße, sammt dem lahmen Ernst wieder ein, und ich sprach in meinem Herzen: Hebe dich weg, Satanas! »Meister«, antwortete ich dann, »lasset mich meinen Weg gehen, zu einem neuen Rocke bringe ich es in eurer Werkstatt doch wohl; was ich jetzt spare, das zielt auf die Kleidung dort oben, damit ich da einmal nicht bloß erfunden werde.« Als aber die andern Gesel-

len zu Bett gegangen waren, hat er mich bei Seite genommen und hat gesagt: »Zittauer was hast du vor?« Und als ich mich nicht länger habe weigern können, hab' ich ihm den ganzen Handel erzählt von dem Tiefner, wie selig er jetzt sei, wie er aber den weiten Weg nicht zu Fuß machen könne, und wie ich ihm heimlicher Weise ein Billet auf der Eisenbahn kaufen wolle. Darauf hat der Meister gesprochen: »Da soll Rath werden, Zittauer, zu künftigem Sonntag will ich etliche gute Freunde ansprechen.« Ich aber habe gebeten, er wolle mir meine Freude nicht verderben, auch fehlten mir nur wenige Groschen; wolle er aber aus christlicher Liebe etwas thun, so solle er die Papiere des Tischlers auf der Polizei in Ordnung bringen, denn der solle nicht eher von seiner nahen Abreise etwas erfahren, bis es den andern Morgen schon fortgehen müsse. Da hat mir der Meister die Hand gedrückt und hat gesagt: »So gehe du deinen Weg, Zittauer, und laß mich den meinen auch gehen. Es soll dir deine Freude nicht verdorben werden!«

Ich aber bin in mein Schlafkämmerlein gestiegen, habe meinen Abendsegen gesprochen, und bin flugs und fröhlich eingeschlafen.

Ernst Tiefner an den Schneidergesellen Franz Schwertlein in Magdeburg.

B., den 22. August.

Liebes Bruderherz!

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein, wie die Träumenden! So geht es mir jetzt! Ich kann Dir nicht sagen, mit welchen Gefühlen ich jetzt wieder an der Hobelbank stehe und die Späne sich kräuseln sehe! Wie ein Kind möchte ich danach haschen. Meine ganze Seele ist lauter Lob und Preis. Du hast meinen Dank verschmäht, und es war besser so. Was Du an mir gethan hast, dafür kann ich nicht danken mit armen Worten und hier in diesem Leben. Ich lege meinen Dank dem ans Herz, der auch den Becher Wasser nicht will unvergolten lassen. Er hat auch meine Thränen gezählt, die ich geweint habe über Deine Liebe.

Meine Seele hatte keine Ahnung von Deinem letzten Liebesdienste. Als Du in der Dämmerstunde wie gewöhnlich zu mir hereintratest und von unserm nahen Abschiede sprachest, bewegter als je; als Du mir das eingeschlagene Blatt zuschobest und mich batest, dies Papier als Andenken von Deiner Hand anzunehmen, da merkte ich noch immer nichts, und als Du mir plötzlich unter strömenden Thränen um den Hals fielest und ausriefest: „Die Stunde des Abschiedes ist schon da, lebewohl, lebewohl, der Herr

sei mit Dir! und hinausstürztest, noch ehe ich recht begriff, was Du thatest: da saß ich noch lange stumm und wußte nicht, wie mir geschehen war. Endlich öffnete ich das Papier und meine Thränen strömten lange, lange. Ich wollte Dir nacheilen, aber ich vermochte es nicht. Ich ehrte Dein Gefühl, das für solche That meinen Dank nicht ertragen konnte. Und ehe ich mich noch wieder gefaßt hatte, da trat Dein Meister herein und brachte mir von den theuren christlichen Wohlthätern den neuen, fertigen Anzug. — —

Franz, Bruderherz, laß mich hier schließen! — ich kann Dir heute nicht mehr schreiben — so etwas ist nicht für Feder und Papier. Der Herr, mein Gott, kann solche Liebe nicht ohne Frucht an meinem Herzen lassen. Er hat ein Feuer in demselben angezündet, und seine Hand wird auch die Flamme nähren. Lebe wohl! Bald sollst Du einen ausführlichen Brief von mir haben — nur heute kann ich nicht mehr schreiben! Lebe wohl.

Dein geringster Bruder
Ernst Tiefner.

Der Verbannte.

Lang, unabsehbar dehnte sich die Waldung —
Es rieselte der Schnee in dichten Flocken
Auf mich herab, und über meine Wangen
Strich rauh der eis'ge Hauch Sibiriens.

Ich war am Morgen in den Wald geschritten,
Zum Marderfang die Schlingen auszulegen,
Und hatte mich — erwägend, wie mir selbst
Der Zobel sonst die stolzen Schultern deckte,
Und wie ich nun verdammt sei, die zu schmücken,
Die von der Höhe mich herabgeschleudert —
In dumpfes Brüten nach und nach verloren,
Und, achtend nicht des ungebahnten Weges,
War tiefer in die Wildniß ich gedrungen,
Bis mir das Ungestüm des Schneegestöbers
Die Wangen peitschte — da, emporgerüttelt,
Erkannt' ich, daß ich jede Spur verloren.

Es schmiedet doch ein starkes Band den Menschen
Ans Leben fest! Ich, der ich hundert Mal
Den Tod herbeigerufen, der sein Dasein
Mit eignen Händen gern vernichtet hätte:
Ich schritt jetzt müden Fußes rastlos vorwärts,
Nach einer Hütte, einem Obdach spähend,
Und war zu schwach, des Todes hier zu harren.

Wie lange so ich noch umhergeschritten —
Ich weiß es nicht; erschöpft gewahrt' ich endlich,
Wie sich die Waldung schon gelichtet hatte,
In weiter Eb'ne eine nied're Hütte
Und trat hinein. In einer Ecke nahte
Ein glimmend Kohlenfeuer dem Verlöschen,
Das mich die Gegenstände rings umher
In mattem Dämmerlicht erkennen ließ.

Auf meinen Ruf, auf wiederholtes Rufen
Blieb Alles still. Die Hütte war verlassen,
Doch erst seit Kurzem, zeigten mir die Kohlen.

Am Boden lag in Menge trocken Reisig —
Ich häuft' es auf dem Heerde, daß die Flamme
Sich knisternd durch die dürren Bündel wand,
Erwärmend meine halberstarrten Glieder.
Doch wie die helle Gluth den Blicken leuchtet,
Die forschend ich im Kreise um mich sende,
Liegt auf dem Lager von gedörrtem Moose,
Hart neben mir, ein Greis in tiefem Schlummer.
Sein langer Bart fließt bis zum Gürtel nieder,
Doch Bart und Haupthaar bleichte längst die Zeit;
Die Hände falten sich auf seiner Brust,
Und um die Züge schwebt ein stilles Lächeln.
Er schlief den langen Schlaf. — Obschon ermattet,
Zum Tod' erschöpft, zog's mich mit Allgewalt,
Das hohe Bild des Greisen zu betrachten.
Die Blicke hafteten auf seinem Antlitz. —

Ein Unglücksbruder also, ein Verbannter!
Wie ich vielleicht vom Gipfel seines Glückes
In diese wüsten Steppen ausgestoßen!
Er kennt die Qualen, die mich hier verzehren,
Hat mehr geduldet, als ich selbst gelitten;
Denn manches Jahr ist über seinen Scheitel
Im eis'gen Norden schon hinweggestrichen —
Und dennoch dieser Blick, dies heit're Lächeln!

Indem mir vor den aufgeregten Geist
Verworrener die Bilder immer treten,
Werf' ich mich auf die harte Lagerstätte,
Und bald versinkt der müde Leib in Schlummer;
Doch dehnen sich die Bilder immer weiter. —
Es war kein Schlaf — lag auch der Leib wie todt —
Ich träumte nicht, war meiner mir bewußt —
Die Seele war getrennt von ihrer Hülle.
Ich wußte noch, wie ich hierher gekommen,
Und wer ich war, wie ich den Greis gefunden,
Und immer schwebte dieses Greisen Lächeln,
Sein stiller Ernst mir vor dem Geiste noch.

Da richtete allmählig die Gestalt
Sich auf, und nahte leise meinem Lager,
Und wie ich bebend ihr ins Antlitz schaue,
Ermuth'gen mich die ruhig milden Züge,
Und leise wag' ich es, sie anzureden:
Bist du verbannt? Ich weiß, du bist verbannt!
Doch welch ein Blick! kann ein Verbannter lächeln?

Da legte still der Greis die welke Linke
Auf seine Brust, sah schweigend auf mich nieder,
Hob dann die frommen Augen in die Höhe,
Und ließ die Rechte seinen Blicken folgen.

Ich fuhr empor — Ha! was ich oft bezweifelt,
Was ich geglaubt, und wiederum bezweifelt,
Was ich nicht glauben konnte und nicht wollte,
Und dennoch ganz zu leugnen nicht vermochte,
Das Wahrheit! Wahrheit Ewigkeit und Gott!

Doch wieder schaut' ich in den Blick des Greisen:
Ich konnt' es nicht, ich konnte nicht mehr zweifeln!
Wie Schuppen fiel's mir von den Augenliedern,
Ich war nicht mehr, der eben ich gewesen;
Mit andern Blicken schaut ich jetzt die Welt.
Ich schwebte wieder über schönern Fluren,
In meiner Heimath Land schwebt' ich umher,
Und in dem Rauschen dichtbelaubter Bäume,
Und in dem frischen Grün der Saatenfelder,
Und in dem Rieseln jeder klaren Quelle,
Ach! überall erkannt' ich jetzt das Wehen
Des Ewigen — ich konnte nicht mehr zweifeln!

Doch wieder lag ich in der engen Hütte,
Und sah den Greis im Todesschlafe liegen.
Ich glaubte jetzt an Ewigkeit und Gott,
Doch konnt' ich dieses Glaubens mich nicht freuen;
Denn meinem Lager nahte sich ein Zug,
Ein langer Zug verworrener Gestalten.

Ich kannte sie — es waren meine Jahre —
Mein Leben war's — die Thaten meines Lebens!

Ich hatte viel gelebt und viel geschafft,
Mit aller Kraft als Knab' und Mann gerungen,
Das irre Glück an meinen Schritt zu fesseln;
Doch hatt' ich falschen Götzen mich ergeben,
Denn mit Entsetzen sah' ich meine Thaten
Im ernsten Zug an mir vorüberschreiten.

Da nahte sich der arme Waisenknabe,
Die Hände ringend an dem Grab des Vaters,
Und eine freundliche Gestalt trat zum Verlassnen,
Mit milder Hand die heißen Thränen trocknend —
Da wandelte durch reich geschmückte Sääle
In dem Pallaste seiner zweiten Mutter
Der kühne Jüngling, reich an stolzen Plänen —
Da huldigten dem Mann, dem Herrn der Schätze
Und des Pallastes, seine Unterthanen.
Und immer höher, immer vorwärts strebt
Der kühne Geist; es schmücken Ehrenzeichen
Die stolze Brust — es schaut ein ganzes Land
Mit Zittern auf den Günstling seines Fürsten,
Schaut auf sein Lächeln, harret seiner Winke.

Doch wie auch die Gestalten glänzender,
Mit jedem Jahre reichgeschmückter werden:
All ihren Prunk entstellen trübe Flecken,
Und finstre Schattenbilder nahen sich
Gespenstisch ihren stolzen Tritten folgend.

Ich kannte sie — ich kannte diese Schatten,
Und schauderte. Hinweg, hinweg, du Mann!
Was willst du hier? Was kannst du von mir wollen?
Mit mir zu rechten, daß ich dich gestürzt,
Daß du verbannt im eis'gen Norden jammerst?
Hinweg, hinweg! du hast nichts mehr zu fordern!
Was dir geschehen, das geschah auch mir.
Was heftest du den finstern Blick auf mich?
Ich that nicht mehr, als hundert Andre thaten —
Das Leben ist ein großes Würfelspiel —
Mir fielen einst die Würfel glücklicher,
Und du verlorst — jetzt hab' ich auch verloren;
Was du gelitten, leid' ich doppelt wieder!
Du bist bezahlt! ich bin dir nichts mehr schuldig!

Hinweg, du Weib! du lockst mich jetzt nicht mehr!
Du warst die Schlange, du hast mich verführt.
Dein Recht geschah dir, wenn ich dich verließ;
Dir schuld' ich nichts!

Ihr finstern Züge dort,
Ich weiß es wohl, ich hab' euch einst beherrscht —
Hinweg mit euch! Hinweg! gebiet' ich euch.
Gehorchet, wenn ich euer Herrscher bin!
Was winselt ihr? Was sollen eure Thränen?
O, diese Thränen brennen; dieses Winseln
Zerschneidet wie ein Dolchstoß mir die Brust.
Hinweg! Bin ich denn glücklicher als ihr?
Ha! seht ihr nicht? der dort am Boden jammert,

Im wilden Wahnsinn Lästerworte redet,
Der bin ich auch! O fürchterlicher Wechsel!
Erkennt ihr mich? Habt ärger ihr gelitten?
Was wollt ihr noch? Soll ich noch härter büßen?

Ha, Ewigkeit! O der Gedanke peinigt!
Es giebt noch Qualen, die ich nie geahnt.
O, eine Ewigkeit, und meine Thaten!
O, und ein Gott, ein Richter unsres Lebens,
Mit meinem Leben soll ich vor ihn treten!

So stöhnend wälzt' ich mich auf meinem Lager.
In dicken Tropfen rann von meiner Stirn
Ein kalter Schweiß; ich sah und fühlte nicht.
Nur ein Gedanke lag mit Zentnerschwere
Mir auf der Brust und in die Ohren dröhnte
Mit Donnerstimme mir das Wort: Gericht!

Da bog sich etwas über mich hinweg —
Ich fühlte mich von einer Hand berührt,
Und schaut' empor. Der milde Greis stand wieder
Vor meinem Lager, faßte meine Hände,
Und führte aus der Hütte mich hinaus.

O, wie erfrischte mich die kühle Luft!
Da drinnen war's so schwül. Ich athmete
Mit durst'gen Zügen, und besann mich wieder.
Jetzt stand der Greis. Ich schaute um mich her:
Es war noch Nacht. Am Himmel funkelte
Der Sterne Heer — rings herrschte tiefe Stille.

Da röthete sich schnell das Firmament;
Der Himmel that sich meinen Blicken auf,
Und lichter Glanz erhellte rings die Gegend.
Und vor das Thor des Himmels trat ein Mann —
Doch trägt kein Sterblicher so hohe Züge —
Und schaute auf die Erde mild hernieder.
In seinem Antlitz lag ein stiller Ernst,
Doch blickte er so liebevoll herab,
Mir schien's, als wollte er die ganze Welt
Zu sich hinauf, in seinen Himmel ziehen.
Ich streckte meine Hände zu ihm auf:
Da traf ein Blick des stillen Ernstes mich,
Und bebend sanken sie mir wieder nieder.

Jetzt aber schwang sich mein Begleiter auf,
Und schwebte durch die glanzerfüllte Luft —
Und wieder zog es mich, ihm nachzustreben,
Doch konnt' ich's nicht. Mir war's, als fesselte
Ein starkes Band mich an die Erde fest;
Ich konnte mich vom Boden nicht erheben.
Und wie ich mich vergebens mühte, senkte
Sich tiefe Trauer wieder in mein Herz.

Da traf mich noch ein milder Blick des Greisen.
Er hielt ein Buch in seiner linken Hand,
Und mit der rechten zeigte er nach oben.
Und aus dem Buche schien mir eine Brücke
In weitem Bogen sich hinaufzuspannen.
Ich wollte schnell auf dieser Bahn ihm folgen

Da schwebt' er durch das Thor des Himmels schon —
Die Brücke sank, und Alles war verschwunden.

Ich war erwacht. Hell schien mir in die Augen
Der Morgenstrahl des miterwachten Tags —
Noch lag ich eine Weile, wie betäubt,
Dann sprang ich auf und öffnete das Fenster.

Das Schneegestöber hatte ausgetobt,
Der klare Himmel schien mir mild entgegen,
Und warf die Strahlen blendend auf den Schnee.
Wohl mannshoch war er über Nacht gefallen,
Von meinen Schritten jede Spur verweht;
Nur eine weite Eb'ne lag vor mir,
Aus welcher nach der einen Seite hin
Die Wälder ihre nackten Zweige reckten.
Gewiß, es war die höchste Zeit gewesen,
Daß mich der irre Fuß hierher geleitet;
Doch wunderbar, daß ich das nied're Dach
In dieser weiten Wüste aufgefunden.

Ich dacht' an Gott. Ich wollt' ihm brünstig danken —
Ich konnt' es nicht. Mit Gott konnt' ich nicht reden.
Ich hatte lange, lange nicht gebetet.
Schwer lag noch das Gesicht der Nacht auf mir:
Wie ich mich fruchtlos mühte aufzustreben,
Und meine Thaten nahten sich mir wieder.

Erschüttert von der Schwere meiner Sünden
Trat ich vom Fenster zu dem Greise wieder —

Und, was ich gestern übersehen hatte,
Er hielt in seiner linken Hand ein Buch.
Es war das Buch, das er im Traum mir zeigte,
Doch das ich zu erreichen nicht vermochte.
Ich nahm's, ich schlug es auf — es war die Bibel.
Da fuhr es wie ein Strahl mir durch die Seele —
Wohl hatt' ich lange nicht in ihr gelesen,
Doch ahnt' ich jetzt die Deutung meines Traums.

Vorn auf dem Titelblatte dieser Bibel
Fand ich Geschrieb'nes, und begann zu lesen.
Ich lese, und das Buch entsinkt den Händen,
Denn ich erkenne in dem heil'gen Todten
Den Leichnam dessen, den ich einst gestürzt!

Da brach die starre Rinde mir vom Herzen.
Erschüttert sank ich zu ihm auf das Lager,
Umklammerte die kalten, starren Glieder,
Und meine Thränen netzten seine Wangen.
Ich konnte wieder weinen — schluchzte lange;
Ich konnte wieder beten, nur nicht reden,
O, mein zerknirschter Blick war ein Gebet.

Zwei Monde zogen still an mir vorüber,
Bevor der strenge Winterfrost vergönnte,
Daß meinen Todten ich begraben konnte;
Doch wie ich endlich nun dem harten Boden
Das Grab mit schweren Mühen abgerungen,
Da legt' ich in die frischgehau'ne Gruft

Noch einen zweiten Todten, den ich lieber
Dem Raube der Verwesung übergab.

Mein vor'ges Leben hab' ich mitbegraben,
Denn in mir ward in jenen stillen Wochen,
Durch Gottes Gnade, unter heißen Wehen,
Ein neuer Mensch, ein Mensch aus Gott geboren.
Die Brücke, die sich aus dem Bibelbuche
In weitem Bogen nach dem Himmel bauet:
Ich habe wie der Zöllner sie betreten,
Bis ich zu jenem Mann gekommen bin,
Den, an des Himmels ehr'ner Pforte stehend,
Ich im Gesichte jener Nacht geschaut.
Da hab' ich es erkannt, daß dieser
Ist der wahrhaft'ge Gott, ein Heiland Aller,
Die mit zerknirschtem Herzen zu ihm kommen.

Er hat auch mir die schwere Schuld vergeben,
Und freudig harr' ich seiner Zukunft jetzo. —
Der Jahre viele sind mir hier entschwunden,
Auch mein Haar hat der Flug der Zeit gebleicht;
Doch hab' ich meine Hütte nicht verlassen,
Und sehne nach der Welt mich nicht zurück.

Die Heimkehr.

An Sardiniens Gestade, von des Mittelmeeres Schaum
Fast bespült, reckt seine Zweige hoch ein alter Ulmenbaum.

Einen Steinwurf von der Ulme tiefer in das Land hinein
Ragen eines Tempels Säulen über einen schlichten Stein.

Auf dem unbehau'nen Kiesel steht ein Muttergottesbild;
Also redet eine Inschrift auf des Steines Vorderschild:

»Von der treusten Älternliebe zeuge dieser kalte Stein,
»Wenn die Ulme am Gestade lange wird gefallen sein.«

An der Stätte dieses Tempels schirmte sonst, seit manchem Jahr,
Friedlich eine Fischerhütte ein ergrautes Sardenpaar.

Ungetrübt war Lenz und Sommer beiden Alten still entflohn;
All ihr Glück erblühte ihnen in dem einz'gen lieben Sohn.

Wenn der junge Tag den Morgen röthete mit Purpurgluth,
Fand er schon des Sardenjünglings Nachen auf der Meeresfluth.

Rüstig trug er dann die Beute nach dem nahen Städtchen hin;
Fröhlich zog er wieder heimwärts mit dem kärglichen Gewinn.

Also kehrt er einmal wieder nach dem lieben Vaterhaus —
Sieh, da steigen an der Küste fremde Kriegerschaaren aus,

Fragen ihn nach süßem Wasser, und er führt sie zu dem Quell;
Aber Einer unter ihnen redet zu den Andren schnell:

»Wahrlich, doch ein tücht'ger Krieger für den Kaiser, unsren Herrn,
»Solche Leute hat der Kaiser unter seinen Fahnen gern.«

Und sie locken ihn, und reden Lobes viel vom Kriegerstand;
Doch der Jüngling will nicht meiden sein geliebtes Vaterland.

Drohend schleppen ihn die Krieger hin zum Schiffe mit Gewalt;
Laut ertönt des Jünglings Stimme, daß es bis zur Hütte schallt.

Und die alten Ältern hören ihres Sohnes Jammerschrei,
Stürzen aus der nied'ren Pforte händeringend schnell herbei,

Flehen zu den rauhen Männern, Thränen in dem Angesicht,
Klammern sich um ihre Kniee; doch die Krieger achten's nicht,

Reißen hart aus ihren Armen fort den Sohn zum Meeresstrand:
Wimmernd sinken die Gequälten nieder auf den heißen Sand.

Scheidend ruft der Sardenjüngling noch mit thränen-
feuchtem Blick:
»Vater, Mutter, harret meiner! — Glaubt, ich
kehre einst zurück!« —

An des Mittelmeeres Küste, wo die Fluth den
weißen Schaum
Weit an das Gestade wälzet, bis zum alten Ulmen-
baum,

Unter seinen dichten Zweigen, auf bemoostem Kiesel-
stein,
Sitzen nun die alten Sarden, spähend in das Meer
hinein.

Sitzen, wenn der Morgen dämmert, in des Mittags
heißer Gluth,
Bis die Purpurscheibe wieder tauchet in die blaue
Fluth.

Sitzen, wenn der Lenz die Blüthen aus den jungen
Trieben weckt,
Bis der Reif die Fluren wieder mit dem weißen
Schleier deckt.

Mächtig rührt ihr stilles Trauern und ihr stummes
Klagelied
Einst des Gaues edlen Grafen, wie er so sie sitzen
sieht.

Und er sendet seinen Diener ihnen zu mit Speis' und Trank;
Täglich geht der lange Jahre Abends den gewohnten Gang,

Und dieselbe Frage bringt er täglich von dem guten Herrn:
»Ist Lysander denn noch immer von den alten Ältern fern?«

Und dasselbe Wort erwiedern täglich sie voll Zuversicht:
»»Heute ist er nicht gekommen! Morgen aber säumt er nicht.««

Redet dann der Diener weiter: »Säumt er aber morgen noch?«
»»O, so harren wir noch länger! Eines Tages kommt er doch.««

»Kehrt er aber nimmer wieder? Fiel er, wie so mancher fällt!«
»»Hat er es uns nicht versprochen? Glaubst du, daß er Wort nicht hält?««

Sardenjüngling! o wo weilst du? Fielest du am fremden Strand,
Daß du nimmer wiederkehrest zu dem lieben Vaterland?

Sardenjüngling war gezogen, in der stolzen Krieger
Reihn,
Mit den fränk'schen Siegesadlern wohl in manches
Land hinein.

Hatt' in manchem Land der Erde mitbestanden
manchen Strauß —
Zog mit dem zerriss'nen Herzen weiter stets vom
Vaterhaus.

In dem weiten Russenreiche, wo der fränk'sche
Kaiser stritt,
Wo die stolzen Adler fielen, focht der junge Sarde
mit,

Focht, und schmachtet nun gefangen in dem frem-
den, kalten Land,
Wo der Tod auf Schneegefilden tausend Opfer
täglich fand.

Sah den kargen Sommer färben vierzehn Mal die
Bäume grün,
Bis nach langem Harren endlich sein Befreiungstag
erschien.

Harren denn die alten Ältern immer noch auf ihren
Sohn?
Oder streut der Wind die Blätter auf den stillen
Hügel schon?

Von der Ulme am Gestade, vom bemoosten Kiesel-
stein,
Blicken sehnend sie noch immer in das weite Meer
hinein.

Wie der Stein, auf dem sie sitzen, sind die Züge
grau und alt,
Doch sie hoffen noch und reden: »Unser Einz'ger
kehrt nun bald!«

Täglich wandelt noch der Diener Abends den ge-
wohnten Gang,
Mit derselben Frage bringt er täglich ihnen Speis'
und Trank.

Wieder naht sich so der Abend und die Sonne
sinket schon —
O! da liegt in ihren Armen weinend der geliebte
Sohn.

Und zum Diener, der genahet, rufen sie: »»Wir
sterben gern!
»»Heute ist er wiederkommen! Sag' es uns'rem
guten Herrn!««

Wie das Wort der Lipp' entflohen, sinken Beide
stumm zurück;
Auf den Langentbehrten heftet sich der schon gebroch'ne
Blick.

Und so schlummern sie nun Beide friedlich unter jenem Stein,
Wo sie zwanzig Jahre saßen, spähend in das Meer hinein.

Also ward mir die Erzählung von dem Ulmenbaum vertraut,
Und der Graf hat jenen Tempel frommen Sinnes auferbaut.

Dem Andenken meines jüngsten Bruders.

Ich weiß für diese Geschichte keine andere Überschrift, als: „Herr, Herr! barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue; aus dem Munde der Kinder und Unmündigen hast du dir ein Lob bereitet und eine Macht zugerichtet!“ denn das Sterbebett des lieben Kleinen und sein seliges Ende ist eine Gnadenerweisung des treuen, barmherzigen Heilandes unserem ganzen Hause geworden, da das Glauben ohne Schauen und das nicht Zweifeln an dem, das man nicht siehet, dem natürlichen Menschen so schwer fällt. Das Licht aber, welches von diesem Sterbelager mit hellem Scheine uns aufging, kann auch wohl noch manchem andern bekümmerten Herzen leuchten, wenn Nacht und Finsterniß einherziehen und die Wellen der Trübsal über das Haupt gehen.

Mein jüngster Bruder wurde den 4. Decb. 1828 geboren und erhielt in der heiligen Taufe die Namen Ludwig Theodor Friedrich. In seinem 4ten Jahre brachte ihn ein heftiger Anfall des Scharlachfiebers dem Tode nahe, und hier war es, wo die tief betrübte Mutter den Herrn heftig anging, ihr den kleinen Liebling zu lassen, zumal da er ihr das Töchterchen, welches sie zuvor geboren, wenige Monate nach der Geburt wieder genommen hatte.

Und es geschah, daß der wunderbare Herr mit ihr und mit uns Allen jenen geheimnißvollen Weg ging, den wir in dem Leben so vieler Kinder Gottes wiederholt finden, da er nämlich solch heftiges, mit aller Gluth in sein Vaterherz greifendes, aber noch nicht den eigenen Willen daran gebendes Gebet erhört; dann aber durch eine lange Reihe von Trübsalen und Prüfungen führt, bis er das Herz auf den Punkt bringt, allem eigenen Wollen zu entsagen und das wieder freiwillig darzugeben, was es vorher sich mit solchem Ungestüm erbeten. Wohl kannte die liebe Mutter den Herrn schon von ihrer Jugend an, und darum wandte sie sich auch in ihrer Noth zu ihm, aber sie erkannte ihn noch nicht recht, weil sie das eigene Herz noch nicht erkannt hatte, und der Herr erhörte ihr Gebet nur, um sich ihr durch eine lange Schule von Kreuz und Leid als Denjenigen zu offenbaren, der unseres Lebens Leben sein will, und den wir mehr lieben müssen, wenn wir Sein werth sein wollen, als Vater, Mutter, Kinder und Geschwister. Schwer und bitter ist solche Zucht für ein liebendes Mutterherz, und dem Herrn bricht das Herz mit, wenn er also schlagen muß, aber es sprießt eine Blume aus solchem Kreuz und Leid, deren Duft und Lieblichkeit Alles übertrifft. So hat denn der kleine Theodor, nach des Herrn wunderbarem Rath, Der, die ihm das irdische, vergängliche Leben gegeben, eine vorzügliche Weckstimme werden müssen zu einem neuen, unvergäng-

lichen Leben, und wie viel segensreicher ist ihr und uns Allen die letzte Gebetserhörung an dem Sterbebette des lieben Kleinen geworden, die über Erde und Tod hinaus in einem ewigen Leben und in unvergänglicher Herrlichkeit ihn uns zeigt, gegen die frühere, da der Herr ihn nur dem zeitlichen Dasein und vielem Jammer und Elend wiedergegeben. Doch ich erzähle weiter. Das todtkranke Kind genas also wieder, zur unbeschreiblichen Freude der Mutter, aber frisch und blühend, wie es früher immer gewesen, wurde es nicht wieder. Häufige Rückfälle kamen, die sich alle auf verschiedene Weise äußerten. Zuletzt behielt es geschwollene Füße; die Geschwulst zog sich ausschließlich nach der rechten Seite des Körpers, brach hier an mehreren Stellen vom Fuße an bis zum Halse auf und bald zeigte es sich, daß es der Knochenfraß war, in dem der, in dem Körper des Kindes nicht völlig ertödtete Krankheitsstoff, sich Ausgang zu verschaffen suchte. Bei vielen schmerzhaften Curen, denen Theodor sich unterwerfen mußte und bei treuer, sorgsamer Pflege — denn die vielen offenen Stellen seines Körpers mußten auf das Schonendste verbunden werden — dauerte die Krankheit bis in sein 10tes Jahr, bald an das Bett ihn fesselnd, bald umherzugehen ihm erlaubend; wer aber weiß, wie der Herr auch darum uns so unergründlich tief liebet, weil wir ihm so unsäglich viele Mühe gemacht haben, der wird es leicht erklärlich finden, wie das Kind durch die beständige Pflege,

deren es bedurfte, dem Herzen der Mutter nur um so theurer geworden war, also daß sie sich ganz in ihn und in seine Schwachheit hineingelebt hatte. Im Frühjahr 1839 heilten die Wunden an seinem kranken Körper endlich zu und wir hielten für gewiß, daß das Kind nun auch in wenigen Jahren eine seinem Alter angemessene Stärke und Leibeskraft erhalten würde, da den Körper die bisherigen, immerwährenden Ausflüsse nicht mehr schwächten.

Ich muß hier bemerken, daß der kleine Theodor bei aller Leibesschwachheit einen seinem Körper weit vorausgeeilten Geist hatte. Er ging besonders gern zur Schule und obgleich er wegen seiner immerwährenden Kränklichkeit so sehr von einem regelmäßigen Schulbesuche abgehalten wurde, daß er über die Hälfte des Jahres fehlen mußte, war er doch seinen Mitschülern stets voraus. Er erkannte dies auch dankbar an und sagte noch in seiner letzten Krankheit oft, daß er wohl seine Mitschüler bald wieder einholen wollte, und daß er dem lieben Gott für sein gutes Gedächtniß nicht genug danken könne. Oft wurde er zur Schule getragen, gewöhnlich aber ging er, wenn es sein Körperzustand nur einigermaßen zuließ, und man konnte ihn nicht ohne Rührung die Straße hinauf nach dem Schulhause eilen sehen, wiewohl er wegen seines rechten, kranken Fußes, der vom Schienbein bis zum Knöchel krumm war, beständig hinken mußte. Während seiner letzten Krankheit ward das neugebaute schöne

Schulhaus eingeweiht, da ließ er sich hintragen und nahm in einem Armsessel an der Feierlichkeit Theil. Zuweilen mußte er auch Krücken gebrauchen. Aber die große Lebendigkeit seines Geistes behielt fast immer die Oberhand über die Gebrechlichkeit des Leibes und so kam es, daß er bei allem seinem Elend doch fast immer fröhlich und guter Dinge war und die, über seine verkrüppelte Gestalt ganz besonders betrübte Mutter, auf eigenthümliche Weise zu trösten wußte.

So gut sich nun auch das Jahr 1839 hinsichtlich seiner Gesundheit angelassen hatte, so fing er doch schon im Herbste desselben Jahres an über heftige Schmerzen in der rechten Hüfte zu klagen. Im November wurde er bettlägerig; es zeigte sich eine große Geschwulst am Hüftgelenke, die bis zu einer unförmlichen Größe anwuchs, endlich aufging und in großer Menge Blut und Eiter ausfließen ließ. Jetzt zeigte sich's, daß das arme Kind an einer Vereiterung des Hüftgelenks und Fäulniß des großen Hüftknochens zu leiden hatte. Es ist dieß, nach dem Zeugniß der Aerzte, eine der fürchterlichsten Krankheiten, und das Kind hat sie in allen ihren entsetzlichen Stadien durchgemacht, und es schien, als ob das junge Herz gar nicht brechen könnte, da seine Brustgefäße und Eingeweide besonders gut und gesund waren. Die große Wunde an der Hüfte mußte täglich zweimal verbunden werden, und der übermäßig ausfließende Eiter verbrei-

tete einen unerträglichen Geruch. Der Knabe konnte sich selbst nicht auf seinem Lager bewegen und mußte immer in einer und derselben Lage bleiben. Die Noth stieg noch höher, als er bald anfing, drei wunde Stellen an seinem Rückgrat zu bekommen, wo er sich durchgelegen hatte, die ihm entsetzliche Schmerzen machten. Tag und Nacht mußten jetzt wenigstens Zwei um ihn sein. Immer unerträglicher wurden nun die Schmerzen; er konnte zuletzt nicht die geringste Bewegung mehr ertragen und schlief nicht mehr ein, weil die unwillkürlichen Bewegungen im Schlafe ihn immer wieder mit heftigem Geschrei aufschrecken ließen. Da lag er denn nun müde und abgemattet und konnte doch nicht schlafen, daß einem das Herz brechen mochte, wenn man ihn ansah. Es wurden Opiumpulver verordnet, um ihm Ruhe zu verschaffen, und nach einer kurzen, augenblicklichen Aufregung fiel er dann immer in einen solchen betäubenden Schlaf, der ihn die Schmerzen nicht fühlen ließ. An diese Pulver gewöhnte er sich so, daß er sie nicht wieder lassen wollte, so sehr sie auch seinen elenden Körper noch vollends schwächten. Aber dennoch hatte dieser schwache, elende Körper die ganze Krankheit mit allen ihren entsetzlichen Schmerzen vom Winter 1839 an bis in den August 1840 ausgehalten, wo dann endlich seine sanfte, selige Auflösung erfolgte; und bei aller Noth und allem Jammer verließ ihn doch seine Heiterkeit bis gegen die letzten Wochen

seines Lebens nicht, und sobald nur die stoßweise eintretenden Schmerzen vorüber waren und er wieder etwas Ruhe hatte, äußerte sich auch schon der Sieg des Geistes über die Gebrechlichkeit des Leibes in fröhlichen Reden.

Theodor hatte eine Heilserkenntniß, die für einen Knaben seines Alters außergewöhnlich zu nennen war. Es war aber nicht mehr der einfache, ruhige Kinderglaube, der in solchen jungen Herzen durch die Gnade des Herrn hier und da Früchte bringt, die so äußerst lieblich sind. Wie der Verstand bei ihm stets vorherrschte, wie der Geist seinen Jahren weit vorausgeeilt war, so waren auch seine Kämpfe fast wie die eines Erwachsenen, und Gott verherrlichte sich an seiner jungen Seele auf eine Weise, die uns nicht zweifeln läßt, daß er durchgedrungen ist zur wahrhaftigen Wiedergeburt.

Er las in seiner letzten Krankheit besonders gern in der Bibel, las oft der Mutter und den Schwestern aus diesem Buche Gottes vor und wiederholte die ihm in der Schule gegebenen Erklärungen dazu. Als seinen schwachen Gliedern die ganze Bibel zu schwer zu halten wurde, mußten wir ihm ein Neues Testament kaufen. Ich wollte wohl gern sterben, sagte er einst im Anfange seiner Krankheit, wenn ich nur wüßte, ob ich selig würde; und da ihm Jemand erwiederte: Warum solltest du nicht selig werden, hast du doch noch nichts Böses be-

gangen! fuhr er auf und sagte: Wer will das sagen? Stehlen und morden habe ich freilich noch nicht gekonnt, denn dazu hat es mir an Gelegenheit und an Kraft gefehlt; aber der böse Wille ist da, und mein Eigensinn, mit dem ich Aeltern und Geschwister immerwährend quäle, ist vor Gott eben so strafbar; denn Gott siehet das Herz an. Erst als wir ihn auf den Herrn Jesus und sein Verdienst und auf die freie Gnade Gottes hinwiesen, wurde er ruhig und getrost.

Diese lieblichen Aeußerungen der an seinem Herzen arbeitenden Gnade Gottes verloren sich aber bald, und in dem Maße, wie die Schmerzen zunahmen, schien auch der Geist sich mehr und mehr wieder zu verdüstern und das helle Licht des Evangelii zu verlieren. Der Eigensinn nahm überhand und wuchs von Tage zu Tage; der Kranke wollte nichts mehr von göttlichen Dingen hören, noch weniger mochten wir mit ihm vom Tode und von der Vorbereitung dazu reden, weil nach unserer damaligen geringen Einsicht es uns unrecht schien, das arme abgezehrte und höchst empfindliche, vor dem Tode bebende Kind durch solche Gedanken noch mehr zu beunruhigen. Wir hofften in dieser Zeit viel von einem Besuche meines ältesten Bruders, eines Candidaten der Theologie, welcher von jeher großen Einfluß auf das Herz des Kleinen gehabt hatte. Aber der Herr zeigte uns, daß wir nicht Fleisch für unsern Arm halten sollen. Der Bruder kam, konnte

aber fast gar nicht an das Herz des Kindes kommen, das fast nur seine beständigen Pflegerinnen um sich litt. Alle Versuche, ihn auf seinen nun ganz nahe bevorstehenden Tod vorzubereiten, mißlangen. Wir trösteten uns nur noch damit, daß es nicht eigentlich Theodor selbst war, an dem wir diese traurige Entfremdung von Gott bemerken mußten, denn der tägliche Genuß des Opiums hatte seinen Verstand förmlich verwirrt und ganz umdüstert. Die Pulver mußten in der letzten Zeit verdoppelt und verdreifacht werden, und sein Zustand glich bald dem eines Trunkenen, der nicht fähig ist Eindrücke von außen her in sich aufzunehmen, bald folgte eine so gänzliche Abspannung und Erschlaffung, daß seine Seele für nichts mehr Theilnahme und Empfindung bezeigte, als für den Schmerz, der ihn fortwährend aus seiner Fühllosigkeit wieder aufschreckte und nach neuen Pulvern schreien ließ. In diesem traurigen Zustande mußte der Bruder den Kleinen wieder verlassen, denn seine Pflicht gebot ihm die Abreise. Es war ein herzzerreißender Abschied für uns Alle. Da lag er, der theure Kranke, stumpf und gefühllos auf seinem Lager, mit den deutlichen Anzeigen des nahen Todes in dem abgemagerten Gesicht, Hände und Füße schon abgestorben, und wir konnten nicht wissen, ob die Seele nicht auch einem ewigen Tode entgegen ginge. Am Vorabende der Abreise empfahlen wir in gemeinschaftlichem Gebete ihn der Gnade des Herrn; wir beteten miteinander

den 42sten Psalm, und wurden im Herzen reichlich erquickt und gestärkt, wir spürten Alle das sanfte Wehen des Geistes Gottes; und indem wir den Bruder ganz in den Willen und an das Herz des Herrn Jesu legten, baten wir den treuen Heiland nur noch um das Eine, daß Er uns doch aus großer Barmherzigkeit Sein Werk an dem Herzen des armen Kindes schauen, und es nicht dahin gehen lassen möchte in diesem stumpfen, gefühllosen Zustande. Wir glauben, daß Du ihn selig machen willst und kannst, schrieen wir, aber hilf unsrem Unglauben; um unsres Glaubens Schwachheit willen laß es uns schon hier schauen, lieber Herr! Und der Herr hat uns erhört! ja es hieß auch von uns: Da dieser Elende rief, hörete ihn der Herr und half ihm. Doch um die letzten Umstände des Sterbelagers unseres kleinen Theodor möglichst genau und treu zu schildern, erlaube ich mir, hier einen Brief abzuschreiben, der unmittelbar nach seinem Tode an den entfernten ältesten Bruder geschrieben wurde:

»S. den 12. August 1840.

Theodor hat nun endlich ausgelitten! doch lobe und danke mit uns dem Herrn, denn unser gemeinschaftliches Gebet ist herrlich und über unser Bitten erhört worden. Vernimm den weitern Verlauf seiner Krankheit bis zu seiner Auflösung.

Wenn Theodor in der letzten Zeit Deines Hierseins und auch noch am Tage Deiner Abreise, am Mittwoch, fast immer stumpf und gefühllos dalag,

so änderte sich dies schon den Donnerstag ganz und gar. Donnerstag und Freitag waren für ihn Tage der unsäglichsten Schmerzen. Er aß gar nichts mehr, nahm viel Pulver, aber der Schmerz war nicht mehr zu betäuben. Er hatte jetzt die Schwämme im Munde bekommen, welche sich schnell durch den ganzen Körper bis in den Darmkanal verbreiteten, und indem sie so auch die innern, bisher immer noch gesunden Theile ergriffen, wurde seine völlige Auflösung vorbereitet. Er schrie laut, seine Gedärme rissen ihm entzwei. Mutter und Schwestern wiesen ihn zum Gebet; er versuchte es auch, aber da er keinen Erfolg spürte, wollte er verzweifeln. So hielten wir denn desto mehr an und beteten laut für ihn, bis er wieder etwas ruhiger wurde. Den Sonnabend ging es um Vieles besser; Theodor schien sich sichtlich zu erholen und aß wieder etwas mit Appetit. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag erwachte er plötzlich gegen 1 Uhr und rief der Mutter zu, sie sollte ihm ein Pulver geben, damit entweder sein Leiden beendet würde oder damit es zur Besserung ginge: denn er könne und wolle es nicht mehr aushalten. Die Mutter redete ihm zu, geduldig zu sein und den Herrn anzurufen, der ihm allein helfen könne, und nun fing er an zu beten, aber was für ein Gebet! Wie ein Verzweifelnder fing er an zu schreien: Gott wolle ihn nicht mehr hören, so oft er auch rufe; er wolle deshalb lieber gar nicht mehr beten, denn solche Schmerzen wären nicht zu ertra-

gen, und so fort. Der Vater sprang aus dem Bette und rief ihm zu: Theodor, so geht es nicht! das ist kein Gebet, das ist Verzweiflung. Die Mutter aber sank an seinem Lager nieder und betete laut für ihn, bis sie seine Schmerzen nieder gebetet hatte. Ich war bei diesem Auftritte nicht zugegen, aber am Sonntag Morgen um 10 Uhr wiederholte er sich. Ich habe nie dergleichen erlebt; sein Zustand und seine Aeußerungen waren schrecklich; ich mußte hinaus und im Stillen für ihn zum Herrn schreien. Die Mutter aber hielt treulich bei ihm aus und betete bis der qualvolle Zustand vorüber war. Den Sonntag Nachmittag kam ein ähnlicher Anfall, der aber leichter vorüberging, und auf die bloße Aeußerung einer der Schwestern, daß der Herr ihm nun ja doch geholfen habe, fing das Kind an zu beten, daß der Herr ihm doch seine Sünden vergeben und ihn zu Gnaden annehmen wolle. — Von hier an scheint er seinen Tod vorausgewußt zu haben, wie aus vielen Aeußerungen hervorging. Nach jenem Gebete verfiel er in einen tiefen Schlummer, der bis Montag Nachmittag mit einzelnen Unterbrechungen anhielt. Er mußte in dieser Zeit die starken Opiumpulver erst alle 6, dann alle 5 und zuletzt alle 4 Stunden nehmen, so daß er in einer immerwährenden Betäubung lag. Den Montag gegen Abend bat er, man möchte ihm doch die Pulver noch einmal machen lassen, denn in dieser Nacht wolle er sich nicht mehr so quälen. Bald darauf

schlief er wieder ein, war aber doch mitunter recht unruhig. Doch nun sollte bald die Gnade Gottes bei ihm zum Durchbruche kommen. Gegen halb zwölf Uhr erwachte er unter unsäglichen Schmerzen, aber auf die bloße Ermahnung der Mutter zur Geduld und zum Gebet fing er an mit dem Herrn zu ringen, und mit solcher Gewalt an das Vaterherz Gottes zu greifen, daß alles um ihn verstummte und stille ward. Hier sind die Worte seines Gebetes, so treu, wie sie sich dem Herzen einer Mutter eingeprägt haben, denn ich selbst war nicht zugegen, als der Herr sich also an dem schwachen Gefäße verherrlichte. »Vater!« rief er, «höre mein Rufen und mein Schreien! Dein Wort kann ja nicht lügen, und Du hast gesagt in Deinem heiligen Worte: Rufe Mich an in der Noth, so will Ich dich erretten und du sollst Mich preisen! Siehe, ich rufe Dich! Höre mich, mein Herr und Gott! Ach, mein Heiland, verlaß mich nicht in meiner großen Noth! Mache Dein Wort an mir wahr! Ja, Du mußt mir helfen! Siehe ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, wie Du Jakob gethan hast. Ach barmherziger Heiland, sei mir mit Deiner Hülfe nahe! Ich komme zu Dir, wie der verlorne Sohn, ach nimm mich armen Sünder an!« Dann fing er das schöne Lied «Befiehl du deine Wege« von dem 9ten Verse an herzubeten: «Er wird zwar eine Weile mit Seinem Trost verziehn« ꝛc. Als er an die Stelle kam: «Er giebt mir selbst die Palmen in meine

rechte Hand«, wurde er immer begeisterter und bei den Worten: »Mach' End', o Herr, mach' Ende,« schien es gar nicht mehr seine Stimme zu sein, wie er denn überhaupt das ganze Gebet mit überlauter, kräftiger Stimme sprach. Hierauf ließ er sich zurücklegen, sprach leise noch die Worte: Herr Jesus! nimm mich armen Sünder an! und sagte dann laut: Amen! Nun wurde er ganz still. Die Seele hatte sich losgerungen und von jetzt an stöhnte er nur noch einzelne Worte. Als er am Dienstage aufgerichtet wurde, riß die Haut an seiner Hüfte durch, das Gelenk war von einander gegangen, der halbe Hüftknochen streckte sich von allen seinen Bändern los hervor, und der Körper zog sich lang aus. Hände und Arme waren abgestorben und blau, aber das Herz wollte noch nicht brechen. Zweimal trat ein heftiger, furchtbarer Todeskampf ein, nach welchem er in einem starken Röcheln und Stöhnen noch einige Stunden verblieb. Endlich ließ das Röcheln nach; er schöpfte schwach und immer schwächer Athem, und ¾ auf 12 Uhr in der Dienstag-Nacht entschlief er so sanft, daß wir es kaum bemerkten.»

So weit der Brief. Es war der 11. August 1840 der Tag seines Heimganges.

Am Sonntag darauf hielt der Prediger des Ortes dem Kinde vor der Gemeine die Danksagung. Er erzählte einfach, schlicht und treu die Auftritte an seinem Sterbelager. Die ganze Gemeine war

bewegt, ein allgemeines Schluchzen ließ sich durch die Kirche hören. — —

Brüder und Schwestern! die ihr dies leset, Aeltern und Kinder! helfet mir danken, loben und preisen den wunderbar herrlichen Gott und Heiland für seine herzliche Barmherzigkeit, die Er an diesem Kinde und an unserm ganzen Hause gethan hat. Ach, daß diese wahrhaftige Geschichte doch auch eure Herzen bewegen möchte, und zwar nicht blos zu einer flüchtigen Rührung der Theilnahme und des Mitgefühles, sondern zu dem festen Vorsatze, dem Herrn zu dienen, der solche Dinge thut, ja dessen Thun so wunderbar ist unter den Menschenkindern, und der doch allezeit, auch in den trübsten Tagen, nur Gedanken des Friedens mit uns hat und nicht des Leides. Es ist außer Ihm kein Heil und ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, denn der Name des Herrn Jesu. — Ja Herr Jesus, Du bist's, Du bist es gar! und ist kein andrer Heiland, ich weiß ja keinen! Darum soll's täglich und stündlich in meinem Herzen heißen: Herr Jesu, Dir leb' ich, Herr Jesu, Dir sterb' ich, Herr Jesu, Dein bin ich todt und lebendig; ach, mach' mich fromm und bei Dir ewig selig! Amen.

Ein Brief von Gottlieb
nach dem Attentat vom 26. Juli 1844.

Lieber Vetter!

St., den 16. August 1844.

Es geht Dir wohl wie mir? Du weißt nicht wer den Anfang machen soll, und so hat Jeder von Tage zu Tage gewartet, ob nicht der Andere zuerst schreiben wird. Darüber ist denn die Zeit vergangen, und es ist wieder stiller geworden im Herzen — aber ganz schweigen kann ich doch nicht, kann's auch nicht länger mehr aushalten; mir ist, als läge mir ein schwerer Stein auf dem Herzen, und ich dürfe Dir nicht eher wieder über einen andern Punkt schreiben, bis ich den heruntergeschrieben habe. Ich habe oft an Dich gedacht, und Dir hat's gewiß mit mir ebenso gegangen. Du wirst auch wohl gefragt haben: Was hat der Vetter dazu gesagt? Ja, Vetter, was soll ich dazu gesagt haben! Ich habe eigentlich nichts gesagt — aber ich bin eine Zeit lang ganz tiefsinnig gewesen — und meine alte Wunde hat mir weh gethan. — —

Der Fall kann einen aber auch ganz niederschlagen. — — Müssen wir das erleben in unserm

lieben Deutschland, wo's unser Ruhm ist, daß die Fürsten frei unter dem Volke herum gehen! Ich wollt's erst gar nicht glauben, und als ich's doch glauben mußte, ward mir so weh um's Herz, wie's einem wird, wenn etwas geschieht, was noch nie geschehen ist, und woran man nie gedacht hätte. — —

Ich werde die Geschichte Tag und Nacht nicht los — und wenn ich so hinter den Pferden hergehe, kommen mir allerlei seltsame Grübeleien. Zum Beispiel, ich denke, es wäre passirt, wie ich Pfingsten durch Berlin kam; ich hätte wollen den König abfahren sehen; hätte im Schloßhof gestanden, dicht neben dem Wagen — da wäre der Schuß gefallen — gerade vor mir — Vetter, dann zuckt's mir in den Armen bis in die Fingerspitzen hinein, ich fühle eine Löwenkraft in meiner Faust, greife den Mörder, drücke ihn zusammen — spanne die Pferde aus, mich mit dem Volke vor den Wagen, und so geht's im Jubelzuge durch alle Straßen der Stadt; — — — aber dann denke ich wieder, wie nur ein Haar gefehlt und die Kugel hätte getroffen, das Entsetzliche wäre geschehen — und dann sinken mir die Arme nieder, ich fühle mich so schwach und so klein — doch Herz und Augen richten sich zum Himmel auf, und ich möchte jauchzen, daß des Königs Leben noch von einer andern Treue behütet wird, als von der der Unterthanen, ja ich möchte jauchzen und loben und preisen — — nur, über dem Jauchzen fährt mir wieder ein tiefer Schmerz

durch das Herz — das Volk liebt seinen König, der Herr beschützt ihn, das hat sich sichtbarlich gezeigt — aber, Vetter, es ist ja doch auf ihn geschossen!

Zwar, es ist nur eine einzelne Hand gewesen, die sich gegen ihn erhoben — Gott sei tausendmal Dank, daß dem so ist — doch alle Welt hat den Schuß gehört, der Franzose hat ihn gehört — ein Mann macht ein ganzes Land berühmt; doch ein Bube bringt auch einem ganzen Volke Schmach und Schande. — —

Ich grübele oft, was mit dem Königsmörder gemacht werden soll. — Ich fürchte mich ordentlich, daß das Todesurtheil in lebenslängliche Festungsstrafe umgewandelt werden wird. Er hat's ja nicht im Schwarme, nicht in wilder, verkehrter Begeisterung gethan. —

Manchmal fällt mir eine recht ausgesuchte Marter für ihn ein: — Vetter, man sollte ihn frei laufen lassen, aber nicht über das preußische Gebiet hinaus, und ihm ein Zeichen an seine Stirne machen. So, wie Kain, müßte er umherirren, ein Abscheu aller, eine Pest der Menschen, ohne Freund, ohne Rath, ohne Hülfe. — —

Was mag er nur gedacht haben, der gute König und die gute Königin, wie so völlig unvermuthet der Schuß fiel, da er eben in den Wagen steigt, der ihn zu seinen unglücklichen schlesischen Kindern bringen soll? — — Ich weiß nicht, was

ich drum gäbe, wenn ich ihm den Schmerz hätte ersparen können! — — —

Doch, Gott sei Dank, auf dem schwarzen Grunde dieser verruchten That tritt ja auch die Liebe und Treue und Anhänglichkeit seines Volkes um so herrlicher heraus! Ich habe mich erquickt an der lebendigen, allgemeinen Theilnahme von Stadt und Land, an den Glückwünschungsschreiben von allen Orten und Enden, die an ihn ergangen sind — — — und

Ja, Vetter, ich habe auch eine Adresse an den König schreiben wollen, aber es ist mir wieder leid geworden. Was soll's auch? — Ich bin ja ohnehin bei jeder Adresse dabei gewesen, und meine Gedanken haben Courier geritten hin und her, und ich habe im Leben nicht so begierig nach den Zeitungen gegriffen, als in dieser Zeit.

Da habe ich denn auch gelesen, wie der König und die Königin in Erdmannsdorf das heilige Nachtmahl genommen, inmitten der ganzen Gemeine, wie sie mit einander niedergekniect sind und haben gebetet, lange gebetet, auch für den Mörder ein: »Vater, vergieb ihm!« haben dann das ganze Lied von Anfang bis zu Ende gesungen: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren! — — Vetter, was soll man denn da dem Könige noch schreiben — was soll man Worte machen — mir schießt auch das Wasser gleich in die Augen —

und ich habe doch den Feldzug mitgemacht, und will mich nicht gerne weichlich nennen lassen. —

Ich möchte lieber eine Adresse an das Volk schreiben, aber ich weiß nicht, wie ich's anfangen soll. Auch wird sich's Keiner annehmen wollen! Jeder wird sagen, er verabscheue die That und den Thäter, und doch, Vetter, warum ist bei unserer Väter Zeiten nicht auf den König geschossen worden?

Brüder, wollt' ich schreiben, womit ist das Pistol geladen gewesen? Unsere Väter haben nicht gesprochen von der Mündigkeit des Volks, vom alten Aberglauben, von der neuen Aufklärung, von Constitution und Preßfreiheit — aber sie haben auch nicht auf ihren König geschossen! — Doch wie gesagt, es würde sich's Niemand annehmen wollen.

In Berlin wollen sie den König feierlich empfangen, wenn er zurückkommt. Ein Theil will die ganze Stadt illuminiren, und der andere will die Armen an dem Tage speisen. — —

Ach, Vetter, es wird jetzt überall so viel illuminirt an den Köpfen, und dabei bleibt's doch in den Herzen so finster — und sind jetzt so Viele arm geworden, daß die Berliner die Speisung doch nicht zwingen — und darüber ist auf unsern lieben König geschossen!! — —

Leb' wohl, und freue Dich alle Tage, daß wir ihn noch haben. Es segne ihn Gott, unser Gott!

Dein 2c.

Ein Brief von Gottlieb

über den Hahnenschlag.

Lieber Herr Vetter!

St., den 28. Septbr. 1844.

Vorgestern ist **Hahnenschlag** gewesen in Hopfenstädt, und weil Du weißt, daß ich schon seit Jahr und Tag drauf los studire, wie ein Volksvergnügen eigentlich sein müßte, so wirst Du Dich weiter nicht wundern, daß ich meinen Rock auch angezogen habe und mit hingegangen bin. Denk' Dir eine schöne, grüne Wiese; links, jenseit des Bächleins, ein anmuthiges Holz am Bergabhange, rechts, auf der Höhe der Stoppelfelder, als Wahrzeichen der Güte Gottes ein halb Mandel Diemen, die in's Thal herniederschauen, und auf der Wiese selbst ein fröhliches Völkchen — Vetter, warum sollte ein Christenmensch solch einem Schauspiel nicht zusehen? Und doch ist so manches Aber dabei. — Wenn uns nur bei solcher Gelegenheit der Branntwein nicht immer alle Freude verdürbe! Es giebt ja für mich keinen erquicklichern Anblick, als wenn ein armes Menschenkind so recht aus Herzensgrunde sich freuen kann; weiß ich doch, wie jedes sein Theil Jammer und Noth zu tragen hat, und es ist drum gar zu schön, wenn das Herz dann einmal frei wird und absehen kann von Allem, was

da drückt und quält, und mir geht meins mit auf wenn ich so sehe, wie dann die Augen anfangen zu leuchten, und das Gesicht und der ganze Mensch in Geberden und Bewegungen einen ganz andern Ausdruck gewinnt. Aber wenn es der Branntwein ist, der die Herzensfenster illuminirt hat — wie wird da die Fröhlichkeit zur Fratze! — Aus den Augen leuchtet ein unheimlich Feuer, alle Bewegungen sind grob und ungeschlacht, das Gelächter klingt wie ein Gewieher müßiger Rosse, und der ganze Mensch erinnert an das Vieh. Der Herr Amtmann in Hopfenstädt aber giebt seinen Leuten alle Jahre um diese Zeit ein Volksfest und spendirt ein Faß Branntwein dabei. Er kann's auch, denn er hat seine Brennerei jetzt mit Dampf einrichten lassen, und soll viel Geld verdienen.

Aber, Vetter, Du weißt wohl am Ende noch gar nicht, wie so ein Hahnenschlag eigentlich ist? Nun, siehst Du, zuerst wird ein Loch in die Erde gegraben, drauf ein lebendiger Hahn hineingethan, dann ein Deckel darüber gedeckt, und endlich ein großer Topf oben drauf gesetzt. Wer hernach mit seinem Dreschflegel den Topf entzwei schlägt, das gilt eben so viel, als wenn er dem Hahnen auf den Kopf getroffen hätte, und ich muß sagen, daß mir dieser Punkt bei der ganzen Geschichte am allerbesten gefallen hat, denn es ist doch im Grunde ein schlechtes Vergnügen für einen armen Hahnen, mit dem Dreschflegel eins auf den Kopf zu bekom-

men, wiewohl es manchem ehrlichen Menschen in seinem Leben auch passirt, daß er von einem Flegel einmal unsanft hinter die Ohren gehauen wird. Wenn nun der Hahn im Loche sitzt nnd der Topf oben drauf steht, so werden vom Topfe in gerader Linie zwanzig Schritte abgemessen, und an dies Ende wird eine leere Tonne gestellt, und zwar so, daß das Spundloch gerade auf den Topf losweist. Ist alles so weit fertig, so geht's mit den Dreschern und Knechten und wer sonst mitspielt der Reihe nach an. Jedem werden die Augen fest verbunden, und drauf wird er 5 oder 6 Mal schnell um die Tonne herumgeführt, bis er schwindlich ist, und dann stellt man ihn vor das Faß hin, mit dem Gesicht gegen den Topf, steckt ihm einen Dreschflegel zwischen den Füßen hindurch in das Spundloch der Tonne hinein, so daß er die genaue Richtung nach dem Hahn hat, und läßt ihn dann abmarschiren. Der Kerl zählt nun gravitätisch seine zwanzig Schritte ab, bleibt dann stehen, und schlägt mit dem Flegel dreimal herzhaft zu, wo nach seiner Meinung der Topf stehen soll; aber, Vetter, wo er hintrifft, das ist freilich zum Lachen, denn statt gerade aus, ist er rechts oder links ab, wohl gar im Kreise herumgegangen, und trifft etwa einen Maulwurfshügel, der seine reichlichen zwanzig Schritt vom Topfe entfernt ist. Manchmal passirt's auch, und das ist fast noch spaßhafter, daß Einer dicht davor steht, schlägt aber rechts und links beiweg, und der Hahn geht doch leer aus.

Ich hatte mich zu Anfang ganz in die Nähe gemacht, um alles recht genau mit ansehen zu können — aber ich hielt's nicht lange aus. Mir wurde bei der ausgelassenen Fröhlichkeit unheimlich zu Muthe, denn, wie gesagt, es roch so nach einem unreinen Geiste, dem ich herzlich gern erlaubt hätte unter eine Heerde Säue zu fahren, wenn ich die Gewalt dazu gehabt hätte, statt daß er hier das arme Volk zu Schw····· machte. Drum ging ich ein gut Stück abseits, und legte mich unter einen Weidenbaum ins Gras hinein. Wollte versuchen, ob ich aus der Ferne nicht den Branntwein vergessen, das Gewieher überhören und nur die fröhlichen Menschen sehen könnte. Zum Theil gelang's mir auch.

Wie ich nun so dalag und eben darüber nachdachte, wie das im Kreise herumdrehen so viel Wirrwarr macht und an allen verkehrten Gängen schuld ist, fiel mir ein, ob es gewissen Leuten mit dem Christenthum nicht gerade eben so geht, als den Knechten mit ihrem Hahn. Sie gehn auch drauf aus das rechte Ziel zu treffen, kommen aber rechts oder links ab und streichen in die Luft. Dabei lassen sich noch viel andere Vergleichungspunkte auffinden. Blind sind wir eigentlich Alle von Natur, gehen umher wie mit verbundenen Augen, die Natur ist uns ein verschlossenes Buch und Gott der Herr ein verborgener Gott. Nun hat uns aber der liebe Gott so gestellt, zu Füßen die Erde, zu Häupten den Himmel, daß wir also den Ort, wo's

hingehn soll, immer vor uns haben, und dazu giebt er uns einen untrüglichen Wegweiser, sein heiliges, geoffenbartes Wort, nicht bloß in die Hände, sondern läßt es uns von Kindesbeinen an in Herz und Sinn predigen, und sein Wort predigt nicht etwa hohe Dinge und gewaltige Weisheit, die nur hier und da Einer fassen und begreifen kann, sondern ist für Kinder und Narren weder zu hoch, noch für die Weisesten und Gelehrtesten nicht hoch genug. Vetter, man könnte sich wundern, wie doch so Viele vom rechten Wege abkommen, aber es ist wie beim Hahnenschlag, das Herumdrehen hat die Schuld. Ja, das Verrücktwerden von der Einfalt in Christo, das um die Tonne laufen, das Klebenbleiben an allerlei Lehren menschlicher Weisheit, das Schwindlichmachen aus hochfahrenden Vernunftschlüssen hat schon Manchen um den rechten Treffer gebracht. Wer aber so in geistlichen Dingen die Leute im Kreise herumdreht, der hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen.

Ach, Vetter, und wie ich da so im frischen Grase unter dem Weidenbusche liege und dem Hahnenschlage zusehe, so liegt auch jeder rechte Christenmensch auf der frischen, grünen Aue des Wortes Gottes, von dem Schatten des Höchsten beschirmt, und sieht dem tollen und wirren Treiben der Welt mit wehmüthigen Blicken zu. Gehab Dich wohl!

Dein &c.

Des Schulzen Gottlieb Trinkspruch
bei der Hochzeit des gnädigen Herrn.

Mit Gunst, Hochwohl= und Wohlgeboren!
Hört auch den Gottlieb an.
Die Zung' ist mir nicht angefroren,
Ich gebe, wie ich's kann.

Mein Glas, ich heb' es in die Höhe
Und seh' auf's Brautpaar dort,
Und wie ich so das Paar besehe,
Kommt mir auch gleich das Wort.

Da sitzen sie, die theuren Beide,
Verschämt und still erfreut.
Da sitzen sie wie Fried' und Freude —
Das Herz wird mir ganz weit!

Mir ist, als hätt' ich einen Segen,
Ich alter Bauer ich,
Und müßte gleich zusammenlegen
Die Händ' andächtiglich.

Ja, segn' Euch Gott! Gott segn' Euch Beide,
Segn' Euch an Seel' und Leib!
Es heiß' in Wahrheit: Fried' und Freude
Ward heute Mann und Weib.

Und lauter Fried' und Freude schütte,
Du liebes, edles Paar,
Dein Walten über jede Hütte
Noch lange, lange Jahr!

Und wiederum, im Dörflein hebe
Ein jeder Bauersmann,
Daß Gott Dir Fried' und Freude gebe,
Die Hände himmelan.

So segne Gott die neue Ehe,
Er segne Euren Bund!
Hebt All' die Gläser in die Höhe
Und trinkt bis auf den Grund.

An meinen Bruder Franz.

Gehst Du einmal mit Freien um,
So sei auf Deiner Hut!
Verliebt sein macht den Menschen dumm,
Und das thut selten gut.

Wenn man erst Ja gesprochen hat,
So geht's nicht mehr zurück,
Und hat die Frau erst Einer satt,
Ist's aus mit seinem Glück.

Drum wähle Du mit Vorbedacht
Und prüfe recht genau;
Was bei der Braut man noch belacht,
Verdrießt uns an der Frau.

Folgst Du den Augen nur allein,
Wird wohl das Herz beschwatzt;
Doch hat sich Mancher hinterdrein,
Schon hinter'm Ohr gekratzt.

Ein Mädchen, schön von Angesicht,
Jedoch an Geist nicht schön:
Gleicht einer Leuchte ohne Licht,
Mußt Du zur Nachtzeit gehn.

Ein Mädchen, da die Haut nur weich,
Doch hart des Herzens Sinn:
Ist einem goldnen Becher gleich
Mit Grüneberger drin.

Ein Mädchen, flink zu Putz und Staat,
Jedoch zur Arbeit faul:
Hilft wie das fünfte Wagenrad
Und wie hintan der Gaul.

Ein Mädchen mit frisirtem Haar,
Indeß die Waschfrau schwitzt:
Nützt Dir, wie Weihnacht und Neujahr
Der Sonnenschirm ihr nützt.

Ein Mädchen, scheut die Kirchenluft
Der zarte Nervenbau:
Paßt wohl für Herrn Pomadeduft,
Doch nicht für Dich zur Frau.

Ein Mädchen, die das Schauspiel sehr,
Die Predigt nicht erbaut:
Ist, ob sie übergoldet wär',
Die allerärmste Braut.

Glaub', was sich im Comödienspiel,
Was sich auf Bällen paart!
Hat Eins am Andern auch nicht viel,
Denn Art läßt nicht von Art!

In ihrem Hause geh' dafür
Bei Mädchen auf die Schau.
Der Hausstand ist des Weibes Zier,
Da prüf' die künft'ge Frau.

Ein Mädchen, voller Emsigkeit,
Sie thue, was sie thu':
Ist wie ein Kornfeld Frühjahrszeit,
Der Segen wächst stets zu.

Ein Mädchen, die zum Hemd das Lein
Sich selber spinnt und bleicht,
Wird auch ein Barometer sein,
Das auf gut Wetter zeigt.

Ein Mädchen, die von Herzen gut,
Wenn sonst auch ohne Zier:
Ist wie ein feiner Zuckerhut
In schlichtem Packpapier.

Ein Mädchen, da stets nett und rein
Geräthe wie Gewand:
Die ist ein rechter Edelstein,
Ein Segen Deinem Stand.

Ein Mädchen, biegsam, sanft und weich,
Die hat den rechten Sinn,
Und ist dem Bienenkorbe gleich:
Der Honig steckt darin!

Ein Mädchen, fromm und tugendsam,
Ohn' Heuchelschein zumal:
Ist Freude ihrem Bräutigam,
Und Wonne dem Gemahl.

Drum kommt Dir mal das Freien ein,
So sei auf Deiner Hut,
Und geh' nicht nach dem Außenschein;
Denn das thut selten gut.

Erblickst Du wo ein holdes Kind
Mit blauem Augenpaar,
Mit Wangen, die wie Rosen sind,
Und blondem Lockenhaar:

So gieb Dein Wort nicht früher hin,
Bis Du erst approbirt,
Ob auch Verstand und Herz und Sinn
Zum Antlitz harmonirt.

Doch ständen nun, gesetzt den Fall,
Zur Physiognomie
Die übrigen Gliedmaßen all'
In schönster Harmonie,

Und wohnte in so schönem Leib
Ein auch so schöner Geist:
Das, lieber Bruder, wär' ein Weib,
Das Fried' und Heil verheißt.

Da rath' ich Dir, da spute Dich,
Und halte um sie an;
Und sagt sie: Ja! so lade mich
Zum Hochzeitsfeste dann!

Eine Correspondenz zwischen Gottlieb und seinem Vetter über Juden-Emanzipation.

Der Schulze an den Kantor.

St. den 11. November 1844.

Lieber Herr Vetter!

Ich wundere mich höchlich, was es jetzt in den Zeitungen für ein Geschreibens giebt von wegen der Juden, und da ich nicht mehr weiß, wie ich damit dran bin, so will ich mir bei Dir Raths erholen, was es auf sich hat mit der **Emanzipation,** wie sie's nennen. Zuerst wollte ich gerne wissen, wo solch Geschrei eigentlich herkommt, von den Christen, oder von den Juden. Wir leben doch hier auch nicht in der Türkei, aber bei uns Bauersleuten ist bis jetzt noch alles ganz stille davon gewesen, darum achte ich, kommt's nicht von den Christen zuerst. Was nun aber ein rechter Jude ist, sollte ich meinen, könnte es gar nicht einmal verlangen, denn er hat's ja in seinem Gesetz, daß Wolle und Leinen nicht mit einander gemengt sein sollen, und ich denke das Christenvolk kann sich's auch annehmen, daß in der Schrift steht: »Du sollst nicht ackern mit Ochs und Esel zugleich.«

Ich habe neulich mit dem Rummelsdörfer Schulmeister ein Langes und Breites über diesen Punkt gesprochen, aber der meinte, um der christlichen Liebe willen dürfe man nicht dagegen sein, und führte etliche Sprüche an, als: »Ein Jeder sehe nicht auf das Seine,« und: »Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen« u. s. w. und dergleichen mehr. Ich wußte nicht recht, was ich ihm antworten sollte; aber ich weiß, daß ich den Juden auch alles Liebe und Gute gönne und von Herzen Heil und Frieden wünsche, und ich bin auch ernstlich mit mir zu Rathe gegangen, ob's nicht etwa doch ein heimlicher Haß oder Groll wäre, daß ich nicht so recht in den Ton mit einstimmen kann, aber ich hab' es nicht finden können.

Wenn ich darüber nachdenke und überlege mir was in der Bibel über dies Kapitel steht, und sehe dann wieder unsere heutigen Juden an, so kommt's mir so vor, als stünde das Wort: »Du sollst ein Fremdling sein im fernen Lande« jedem Juden so deutlich mit dem Finger Gottes ins Angesicht geschrieben, daß es kein Mensch wegwischen kann; ja mir ist, als wär' es eine große Vermessenheit, wenn ein armes Menschenkind hintreten will, und meint es besser machen zu können, als der liebe Gott, und läßt sich bedünken, mit Gesetz und Befehl könne man eine Heimath zurichten, wem man wolle. Darum sollst Du mir Deine Meinung und Ansicht schreiben, damit ich weiß, wie ich dran bin. In-

zwischen will ich Dir eine Geschichte erzählen, die mir selber passirt ist und aus der Du Dir das Beste herausnehmen kannst.

Ich war neulich auf dem Rumpenheimer Jahrmarkte gewesen und wollte mit meinem Nachbar wieder nach Hause gehen; der aber blieb noch an einer Bude bei einem ansehnlichen Juden stehen und feilschte um ein Tuch für seine Tochter. Wie ich nun auf ihn warte, gewahrt mich der Windmüller von Wilhelmshof, ein rechter Erzspötter, der eben mit dem Sohne des Juden im Gespräch gestanden, und sagt zu dem: „Erzählt doch die Geschichte noch einmal, denn der Schulze da hört's gewiß auch gern.« Es handelte sich aber um ein Komödienspiel, das Jener auf der Messe gesehen hatte, das war betitelt: »Schwärmerei nach der Mode« und sollte gegen die Frommen gehen. Ich merkte bald, daß das Ganze auf mich gestichelt war, und dachte bei mir selbst, alles hat seine Zeit, Schweigen und Reden, und wozu hat dir der liebe Gott das Mundwerk gegeben. Als darum seine Geschichte aus war, sagte ich: »Wenn das auf mich geredt sein soll, so will ich euch antworten, und wenn's mich nicht gemeint hat, so nehme ich mir's doch an. Ich lache und spotte über keines Menschen seine Religion, aber ich leid' auch solches von keinem Andern, und ein Christenmensch sollte sich schämen, der an solchem Geschwätz seinen Gefallen hat und seinen Herrn Christus zum andern

Mal an die Juden verräth. Weil denn nun aber der Herr da so klug zu reden weiß, so will ich ihm erst einmal auf den Grund fühlen, damit ich sehe, mit wem ich streite. Was ist denn eigentlich ein Jude, oder worauf steht euer Glaube? Haltet ihr, daß das alte Testament Gottes Wort ist?« Ueber das alles waren eine ganze Menge Juden zusammengetreten und fingen an über meine Frage untereinander hin und her zu reden, und etliche meinten, ja, das alte Testament wäre wahr und sie glaubten daran; etliche aber wollten nur die fünf Bücher Mosis und die Psalmen gelten lassen, etliche gar nur den Mose. Darauf sagte ich: »Es ist an dem genug! Wenn die fünf Bücher Mosis eures Glaubens Grund sind, so ist's gut, denn den Mann kenne ich auch. Laßt uns doch aber einmal herkommen und aus dem Mose den Tempeldienst, oder den der Hütte, was einerlei ist, und das Priesterthum, und das Opferwesen und die Messiashoffnung herausstreichen und wegnehmen, was wird dann noch bleiben? Ihr sagt, ihr seid Juden! Wo ist euer Tempel, euer Hoherpriester, euer Opfer, euer Messias? Was habt ihr für das alles aufzuweisen? Was ist's denn mit dem Messias? Sprecht, soll er noch kommen, oder ist er schon gekommen?« Da wurden sie wieder uneins und etliche meinten, er solle noch kommen und etliche, er käme gar nicht. Da sagt' ich: »Mit denen red' ich nicht, die da meinen, er kommt gar nicht,

denn das sind keine Juden. Aber ihr andern, was sprecht ihr denn zu der Verheißung eures Vaters Jakob, daß das Scepter nicht von Juda entwendet werden solle, bis daß er komme? Das Königreich ist nun schon über die 1800 Jahre von euch gerissen, wie sprecht ihr denn, er solle noch kommen?« Darauf wußten sie nicht recht, was sie antworten sollten, bis endlich einer das Wort nahm und sagte: »Wir dürfen bei der Weissagung nicht beim Buchstaben bleiben, sondern müssen den Geist fassen. Ich glaube die allgemeine Emanzipation der Juden, das ist unser Messias.« Da wurden die Andern froh und stimmten ihm bei und meinten, sie hätten nun das Rechte. Ich aber antwortete: »Ihr tretet eure Herrlichkeit mit Füßen! Da die Weissagungen geschahen, da hattet ihr das Reich und die Macht und den König, und waret die Herren, wie soll euch denn das verheißen sein als euer Heil und eure Herrlichkeit, was ihr damals schon viel besser hattet, als ihr es jetzt erlangen könnt!« Inzwischen hatten sich viele Leute um uns versammelt und hörten mit zu, und das mochte dem Alten in der Bude verdrießlich sein, deshalb machte er dem Handel ein Ende und sagte: »Herr Schulze, laßt den Messias kommen, wenn er will und von wo er will, wenn er nur kommt und bringt Geld mit.« Da lachten sie Alle und es gab denn freilich nichts mehr zu antworten. Ich sagte, ihr habt den Streit angefangen und nicht ich, und ging mei-

ner Wege. Und das will ich jetzt auch thun, denn über der Geschichte ist mir der ganze Bogen voll geworden. Gehab Dich wohl.

Dein 2c.

Der Kantor an den Schulzen.

M., den 19. November 1844.

Gottlieb, über Deine Geschichte könnte man lachen, wenn kein so gewaltiger Ernst dahinter läge. Sie ist vollkommen aus dem Leben gegriffen, und derselbe Sinn, der Dir auf dem Rumpenheimer Jahrmarkte geantwortet hat, spricht sich im Allgemeinen bei den meisten Juden aus. Wie auch die Zeiten sich geändert haben, die Verhältnisse sind dieselben geblieben; Israel ist noch das alte, trotzige und verzagte Volk. Ein Theil hat den Messias »Geld« und der andere meint in der Emanzipation sein ganzes Heil zu finden. Einer der gefeiertsten, jüdischen Redner hielt neulich hier am Gedenktage der Zerstörung Jerusalems eine Rede, in der er in den Theilen: Israel, was es war, ist und sein wird, den nämlichen Schluß machte, daß die völlige Gleichstellung der Juden die sich nahende Erfüllung aller Verheißungen ihrer heiligen Bücher sei.

Doch ich will Dir Deinen Brief von vorn an beantworten, und zwar gebe ich Dir gern Be-

scheid, so viel ich nur weiß und kann; denn mir liegt Israel auch am Herzen, obgleich es manchem unserer neumodischen, aufgeklärten Herren nicht so scheinen würde, wenn er das läse, was ich von ihrer Emanzipation halte. Du fragst zuerst, »wo solch Geschrei und Geschreibens eigentlich herkommt?« So lange es Menschen giebt, Gottlieb, die sich selbst noch niemals gefragt haben, warum sie Christen heißen, und auf was und wen sie getauft sind, und so lange dieselben von ihren Geldern und Gütern leben, oder vielleicht eine sichere Anstellung, oder sonst ein Geschäft haben, bei dem ihnen die Juden keinen Abbruch thun können, läßt sich's ja wohl erklären, wie ein Theil Leute nicht begreifen kann, warum uns die Juden nicht gleich stehen sollen, da sie eben so wohl essen, trinken, schlafen, tanzen und spielen, wie die Christen. Das sind aber nicht die eigentlichen Wortführer in den Zeitungen, denn dazu sind sie in der Regel zu bequem. Die Hauptschreier sind meist junge, jüdische Doktoren und Gelehrte, ein Menschenschlag, von jüdischen Eltern geboren, aber in dem herrschenden Unglauben dieser Zeit groß gezogen; Leute, denen der Name Jude ein Schimpfwort ist, die sich aber noch nie die Mühe gegeben haben zu untersuchen, was das Christenthum eigentlich ist; und dies Zwittergeschlecht hat sich, weil es müßig am Markte sitzt, an die Zeitungen gemacht, und schreit und lärmt in die Welt hinein. Es versteht sich aber

von selbst, daß in diesen Räsonnements nicht die Stimme des Volks zu suchen ist.

Unter den Gegnern der Gleichstellung der Juden finden wir nun einen großen Haufen, der aus keinem andern Grunde dawider ist, als weil er von Juden bei seinem Handel und Gewerbe mehr oder weniger Schaden und Beeinträchtigung erleiden muß. Diese beiden Klassen von Menschen, für und gegen, gehen uns aber jetzt nichts an und sie mögen sehen, wie sie mit einander fertig werden; wir lassen sie fahren und wenden uns zu den wenigen auf der einen Seite, die da meinen, um der christlichen Liebe willen dürfe den Juden die bürgerliche Gleichstellung nicht vorenthalten werden.

Israel ist ein Fremdling unter uns. Wir müssen ihn aber uns erst näher ansehen, ehe wir bestimmen können, wie wir uns gegen ihn zu verhalten haben. Die französischen Emigranten und die Salzburger und Zillerthaler Auswanderer, das waren auch Fremdlinge, aber sie sind es nicht mehr. Das macht, sie kamen zu uns und sprachen: Laß mich unter dir wohnen, denn dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Merkst Du nun wohl, Gottlieb, wo der Knoten steckt? Die eine Hälfte des Spruches will Israel wohl gelten lassen; dein Volk soll mein Volk sein, spricht es, und wo du bist, da laß mich auch sein; aber die andere mag's nicht nachsagen, die doch die Hauptsache ist. Wie können zwei Völker eins werden,

so sie nicht Einen Gott haben? Schafft denn das Volk sich seinen Gott, oder schafft Gott die Völker? Erwählen sie ihn, oder er sie? Hat uns aber unser Gott sich zum Volk und Eigenthum erwählt, wie können wir denn eigenmächtig den uns gleichstellen wollen, der nicht dieses Gottes ist, ja der diesen Gott leugnet und verwirft, so wir doch selbst nur sagen können: »Aus Gnaden bin ich, das ich bin.« Oder hat Israel etwa mit uns denselben Gott? Noch ist der Name, welcher uns der allerheiligste ist, ihnen ein Spott und eine Verachtung; noch erklären sie es laut in die Welt hinein, daß sie halten, es sei nicht nöthig gewesen, daß Christus erschienen: so wir doch bekennen, daß in ihm allein Heil und Seligkeit zu finden ist.

Bei einer solchen Verschiedenheit, nicht der Ansichten und Meinungen, sondern des ganzen Glaubens- und Lebensgrundes, kann eine wahrhaftige Einigkeit im Geiste nicht stattfinden. Gegen einen solchen Fremdling gebietet uns die christliche Liebe nur, ihn aufzunehmen, ihn nicht zu drücken und zu plagen, sein Eigenthum zu schützen, kurz ihm zu vergönnen, daß er in Frieden unter uns wohne, so lange er nämlich Frieden finden kann im fremden Lande. Wie mögen wir aber den zu unserer Obrigkeit setzen in einem christlichen Staate, der nimmer den Geist des Christenthums fassen will, so wir doch alle Sonntage beten, daß derselbige Geist unsere Obrigkeit erleuchte und regiere. Oder wie

kann der Anführer im Heere sein, der sein eignes Volk nicht sammeln kann, so uns doch Gott gesetzt hat, ihn zu schützen, und nicht umgekehrt. Oder wie soll der in unserm Rathe sitzen, der ein andres Ziel verfolgt als wir? Oder sollen wir dem unsere Tochter zum Weibe geben, der zwar Ein Leib mit ihr sein kann, aber nicht Ein Geist? Das sei ferne!

Wir sollen die Seelen dieser Fremdlinge theuer achten, ob wir sie der Wahrheit gewännen; denn Gott hat uns das helle Licht seines Evangeliums nicht umsonst gegeben, sondern wir sollen gewiß wissen, daß wir den Weg und die Wahrheit und das Leben haben, Jene aber noch in der Irre gehen; und darum muß unser Verhalten gegen dieselben also sein, daß bei aller Liebe, die wir ihnen beweisen, sie es doch fühlen müssen, daß wir sind die Erben der Verheißung, ihren Vätern gegeben, daß wir das Leben und volle Genüge haben, während sie ein friede- und ruheloses Volk sind: damit die Sehnsucht nach ihrer Herrlichkeit in ihnen rege werde; damit sie ihre Blicke aufheben aus dem Staube der Gewinnsucht und loskommen vom Schachergeiste, an ihre Brust schlagen und Versöhnung suchen mit ihrem Gott; damit es wieder einmal von ihnen heiße, wie von dem alten Bundesvolke: »Da hub das ganze Israel seine Stimme auf und weinete,« ja daß sie schreien lernen nach ihrem Heil und wahrhaftiger Errettung, auf daß sie auch einkommen zu ihrer Ruhe, zu der Ruhe

die ihnen verheißen ist und die ihnen geben wird, der treu ist und wahrhaftig, wenn sie die Zeit ihrer Heimsuchung erkannt haben.

Mit Faustschlägen wollen wir sie nicht zu solcher Sehnsucht bringen. Unsere Zeit hat erkannt, daß die Liebe größere Dinge ausrichtet, als die Gewalt, daß der Zwang nur erbittert, aber die Liebe die Herzen bezwingt. Wohl, so zwinge sie denn die Liebe, aber sie schneide auch nicht, bevor das Feld zur Ernte reif ist, damit sie hernach nicht leeres Stroh dresche. Sie sage nicht Brüder, bevor Jene nicht Kinder sind. Sie theile nicht das Erbtheil mit Fremdlingen. Der Sohn allein ist Erbe im Hause. Der Magd Sohn soll nicht erben mit dem Sohne der Freien. Das Evangelium hat eine neue Zeit gemacht, wer aber unter dem Gesetze bleiben will, kann seines Segens nicht theilhaftig werden. Die Liebe ist Schwachheit, die den Aussatz des Bruders bedecken, aber nicht heilen will. Ohne Schmerzen keine Heilung. Wie mag ein Weib eines Kindleins genesen, so sie nicht zuvor in Kindesnöthen gelegen hat? Kann auch ein Volk geboren werden, ehe denn das Land die Wehen kriegt?

Israel bedarf der Wiedergeburt — und es wird wiedergeboren werden, das ist gewißlich wahr. Der Herr wird sein Volk nicht ewiglich verstoßen; er hat noch etwas Besonderes mit ihm vor, und das ist nicht die jetzt vorgeschlagene Emanzipation. Es

nimmt mich oft Wunder, wie unsere aufgeklärten Herren sich die außerordentliche Thatsache reimen können, daß das jüdische Volk, vor 1800 Jahren aus seinem Lande vertrieben und unter alle Völker der Erde zersprengt, sich in allen nur erdenkbaren Lagen und Verhältnissen, ja unter dem entsetzlichsten Drucke, unvermischt von allen andern Nationen erhalten hat. Es ist dies ein völlig einziger Fall in der ganzen Weltgeschichte, und ich weiß nicht, wie ein vernünftiger Mensch anders kann, als annehmen, daß es zu einem besondern Zweck also geordnet ist. Es giebt aber dafür keine andere genügende Erklärung, als in den Worten unsers allmächtigen Heilandes, da er von dem Ende aller Dinge redet: »Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen u. s. w.« Wahrlich ja, dies Geschlecht steht unter uns da, als ewig unwiderlegliches Zeugniß, daß einst ein allmächtiger Mund wahrhaftig jenes Wort gesprochen hat. Und wie hier, so giebt uns auch die Schrift allein Aufschluß über die Zukunft dieses räthselhaften Fremdlings unter uns. »Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben,« sagt das prophetische Wort. Jahrtausende hat es Israel mit Zähneknirschen sehen müssen, Jahrtausende ist Sein Blut, das sie selbst beschworen, über ihre Kinder gekommen zum Fluche — es wird die Zeit kommen, da sie mit Freudenthränen sehen werden die Herrlichkeit des um unsertwillen dahin Gegebenen, da jenes Blut auch

ihnen zum Segen geflossen sein wird. Ich kann es nicht begreifen, wie einer ohne die Bibel das Räthsel des jüdischen Volks lösen will; aber es heißt auch von unserer Zeit: »Mit sehenden Augen sehen sie nicht, und erkennen es nicht« und den Emanzipationssüchtigen unserer Zeit wird es ergehen, wie dem heidnischen Kaiser Julian, da er mit Gewalt den Tempel Jerusalems wieder bauen wollte.

Darum hast Du recht, Gottlieb, daß durch Gesetz und Befehl die Juden nimmermehr wahrhaftig emanzipirt werden können. Nach Gottes Willen soll Israel ein Fremdling sein, und so wird es auch wohl bleiben müssen, bis der im Himmel selber Ja und Amen spricht zu ihrer Emanzipation. Die neuere Geschichte hat das schon bewiesen. In Frankreich haben die Juden schon lange gleiche bürgerliche Rechte mit den Christen, aber in den Augen des Volks sind sie darum immer nicht emanzipirt. Die Stellung der Juden ist dort im Wesentlichen nicht anders geworden als bei uns; und obgleich dort wie hier im geschäftlichen Verkehr das jüdische Geld am meisten läuft, so ist's doch bei aller Aufklärung und Freisinnigkeit der Franzosen kaum einmal erst vorgekommen, daß ein Jude zum Deputirten gewählt worden ist, und es gehört zu den größten Seltenheiten, daß ein solcher ein öffentliches Amt verwaltet. Was hilft ihnen also die Emanzipation! Ja es bleibt dabei, unser Herr Gott läßt sich keine Dekrete vorschreiben.

Man könnte diesen Satz so weit treiben, daß man dächte, laß sie machen was sie wollen, Juden werden Juden bleiben, sie mögen sie emanzipiren oder nicht, und ließe sich's gefallen, und schwiege stille dazu; aber da sei Gott für! Es könnte nur die allertraurigsten Folgen haben, in zeitlicher und ewiger Rücksicht, wenn ein christlicher Staat ein solches Gesetz wirklich wollte ausgehen lassen. Du weißt, was ich von einer Constitution halte. Aber bei einer constitutionellen Verfassung, wie in Frankreich, mag es weniger gefährliche Folgen haben; steht es doch nicht im schreienden Widerspruche mit dem ganzen Wesen derselben, wie bei der monarchischen Regierungsform; denn dort ist es nicht mehr Gott, der das Volk regiert, durch die Obrigkeit, die er gesetzt und verordnet hat, sondern die Nation soll mündig sein, und erwählt sich ihre Obrigkeit selbst durch freien Vertrag, und zu der Gesammtmasse des Volkes gehören die Juden mit. Laß sie sehen, wie sie mit ihnen fertig werden. Aber in einer christlichen Monarchie, deren ganzer Grund auf dem Satze ruht, daß aller Segen von oben herab kommt und nicht von unten herauf geht; wo der König von Gottes Gnaden König ist, und das Schwert an Gottes Statt trägt, da könnte ein solches Gesetz nicht, wie in Frankreich, spurlos verhallen. Was es für Folgen haben würde, weiß ich nicht, aber das weiß ich: Gott hat uns über viel gesetzt — das Christenthum hat einen überschwäng-

lichen Segen über die Welt gebracht, und selbst die Feinde und Leugner desselben zehren von den Segnungen der christlichen Kirche mehr als sie denken; und das hieße Gottes Gnade mit Füßen treten, wenn wir alles dies so geringe achten wollten, eins zu werden mit einem Volke, dessen Religion jetzt bei den Meisten nur darin besteht, diesen unsern Gott zu verwerfen. Ja, ich sage es noch einmal, dessen ganze Religion darin besteht, diesen unsern Gott zu verwerfen. Oder hast Du in Deinen Zeitungen nichts von dem Treiben der Frankfurter Juden gelesen? Was sie glauben, wissen diese Herren nicht, es kommt auch nicht darauf an, sie stellen blos die Punkte auf, die sie nicht glauben. Und da ist einer der vornehmsten, daß sie weder einen Messias erwarten, noch wünschen, daß je einer komme. Und das schreien sie laut ins Land hinein — ins Christenland, das sie nur duldet. Unter Allen, die den Namen Christen tragen, ist keiner, der nicht wenigstens zugestände, daß wir Christo unendlich viel verdanken, daß er eine neue Zeit, und Wahrheit und Recht an das Licht gebracht hat — und diese Fremdlinge rufen das laut in unser Land hinein! Und das soll eine Annäherung an das Christenthum sein! O Land! Land! Land! höre des Herrn Wort, und laß dich weisen, wie du recht wandelst.

Doch genug für diesmal. Ich bin so warm geworden, daß ich keinen Schluß finden kann.

Dein 2c.

Der Schulze an den Kantor.

St. den 28. November 1844.

Hochgelehrter Herr Vetter!

Großen Dank für das Licht, welches mir Deine Weisheit aufgesteckt hat. Es leuchtet so ziemlich in alle Winkel meiner Finsterniß hinein, bis auf etzliche; doch ich denke, wenn Du es noch einmal putzst, werden auch diese sich aufklären. Ehe ich Dir aber weiter von meinen Zweifeln berichte, muß ich Dir erst etwas bekennen, was ich auf dem Herzen habe, und was nicht recht heraus will. Du mußt mich aber nicht falsch verstehen.

Siehst Du, Nathanael, unter dem, was Du in Deinem Briefe vorgebracht hast, ist mir die Geschichte von Frankreich besonders auffallend gewesen, wie nämlich dort alle Emanzipationsgesetze nichts geholfen haben. Ich finde das jetzt auch ganz natürlich, und kann mir nicht denken, wie nach der Emanzipation der Schacherjude, der zu mir ins Haus kommt, ein ander Gesicht haben und andre Worte machen soll, und daß ich ihm dann besser glauben werde, wenn er Leib und Seele, und Frau und Kind verschwört, daß ich ihm zum Schaden geboten habe, obgleich er mir das Tuch hinterher doch läßt. Nun siehst Du, seit mir bei unserm letzten Erntekranzfeste die poetische Ader gesprungen ist, und Du das Liedlein nicht verachtet, sondern gar

hier und da gelobt hast, sticht mich der Kitzel immer, es noch einmal zu versuchen, und scheint's mir jetzt mit der ganzen Poeterei gar keine Hexerei mehr. Daß ich's nun kurz sage — ich habe neulich eine Fabel auf die Juden gemacht; aber ich scheue mich ordentlich sie Dir mitzutheilen, weil Du etwa denken möchtest, ich wollte gegen irgend ein ehrliches Handwerk etwas Schimpfliches gesagt haben. Darum will ich vorher erst allen Schustern und Schneidern auf der Welt eine Ehrenerklärung machen.

Nathanael! meiner Frauen Bruder ist auch ein Schneider, aber er ist mein liebster Schwager, und meine zweite Tochter ist, wie Du weißt, mit einem Schuhmacher Braut und Bräutigam, und Gott segne mir meine lieben Kinder! Auch kenne ich noch so manchen ehrlichen, braven Mann dieses Handwerks, dem ich von Herzen zugethan bin — aber wenn ich in die Stadt komme, und lese hier an einem Schilde Damenkleiderverfertiger und dort Stiefelfabrikant, so wird mir doch, ich weiß selber nicht wie, und es kommen allerlei Erinnerungen aus der Zeit des muthwilligen Schulknaben wieder zum Vorschein. Und so geht's mir auch wenn ich höre, wie bei den Juden mit einem Male Moses zu Moritz und Isaak zu Julius geworden ist. Darum nichts für ungut, und nun sollst Du meine Fabel hören.

Eine Fabel
mit beigefügter Application.

Ein Paar ergrimmter Widersacher
Vor Zeiten vor dem Richter stand.
Der eine war ein Kleidermacher,
Der andre Stiefelfabrikant.
Der Erste sprach im bösen Muth
Bei einem Streit: »du Schusterblut!«
Drauf Dieser, daß ich's recht erzähle,
Entgegnet hat: »du Schneiderseele!«

Der mit den pechgeschwärzten Fäusten
Ergreift zuerst das Wort und spricht:
»Ich führe nichts als Stiefelleisten;
»Herr Richter, sprecht ein recht Gericht.
»Wer darf zu Männern Schuster sagen,
»Die Stiefeln über'n Leisten schlagen?
»Geschimpft hat, wer mich so genannt.
»Ich bin ein Stiefelfabrikant!«

„Licht, Recht und Wahrheit zu befördern,«
Versetzt darauf der Kostumör
Und zupft sich an den Vatermördern,
»Darum allein komm' ich hierher;
»Denn Schneider ist ein jeder Mann,
»Der nur ein Ding zerschneiden kann.
»Ich aber fertige die Kleider:
»Drum ist mir Schimpf der Name Schneider.″

Des Richters Weisheit ist zu preisen,
Er hatt' die Rechte wohl studirt —
Und läßt es jedem fort verweisen,
Daß er den andern so schimpfirt.
Thut männiglich darauf zu wissen:
„Hinfort sei Jung und Alt beflissen,
„Daß jede Zunft in unsrer Stadt
„Auch ihre guten Ehren hat.“

Das Paar tritt aus der Rathhausstuben
Und schickt sich an nach Haus zu gehn.
Da muß ein Haufen Gassenbuben
Just unten auf der Straße stehn;
Indessen ob die edle Schaar
Zu einem Zweck versammelt war,
Ob sie vom Handel auch vernommen,
Ist mir zu Ohren nicht gekommen.

Der Kostumör fängt an zu beben,
Der Fabrikant zieht Handschuh an
Und sucht das Hintertheil zu heben;
Da fängt der tolle Jubel an.
Der ganze Troß folgt ausgelassen
Dem armen Paare durch die Gassen,
Und alles schreit und singt und pfeift:
„O Schneiderbock und Schusterkneift.“

Emanzipirt es mit der Feder
Das fremde Volk im deutschen Reich,

Und decretiret, daß nun Jeder
Uns Christen bürgerlich sei gleich:

Das Volk spricht aus ganz anderm Ton
Von der Emanzipation,
Es wird, ihr könnt's ihm nicht verwehren,
Auf seine Art die Juden ehren!

Nathanael, worauf ich damit hinzielen will, weißt Du besser, als ich's Dir sagen kann. Es sind Dir wie mir noch Geschichten im frischen Andenken, die wir als Christen nimmermehr billigen können. So soll auch die Fabel verstanden werden. Es werden das freilich ewig Gassenbuben bleiben, die einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft solchen Spottnamen anhängen. Aber den stillen, anspruchslosen Schneider lassen sie ruhig gehen, und dem einfachen Schuhmacher legen sie nichts in den Weg; aber Sporen und Reitgerte bei einem Ritter mit der Elle können sie nicht vertragen. So macht's das Volk auch mit den Juden. Je mehr ein solcher aus dem Kreise heraustreten will, der ihm nun einmal durch seine Natur und Geschichte vorgeschrieben ist, um so eher bricht's gegen ihn los. Es hilft ihm hier kein Reichsein und keine Vornehmthuerei.

Wie gesagt, gemein bleib'ts immer, und wir wollen's nicht nachsagen, und die Obrigkeit soll es bestrafen, aber es ist doch bei aller Rohheit des ge-

meinsten Volks noch immer eine Ahnung da, daß es etwas hat, was dem Juden nicht zukommt, und dessen sich derselbe nicht ungestraft anmaßen darf. Doch Du kannst das alles besser von Dir geben, und ich will nur stille sein von meiner Fabel, und da genug gespaßt ist, gleich zu etwas recht Ernsthaftem übergehen.

Ich kann besonders über einen Punkt nicht fertig werden. Vetter, Du sprichst, das Räthsel des jüdischen Volkes kann uns nur die Bibel lösen, und ich glaube das. Weiter sagst Du, Juden werden Juden bleiben, bis der im Himmel sein Amen spricht zu ihrer Emanzipation, und wenn man das jüdische Volk und seine Geschichte ansieht, wer will's leugnen? Nun steht auch noch in der Bibel, Römer am 11ten, als ein Geheimniß das uns nicht vorenthalten werden soll: „Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, bis die Fülle der Heiden eingegangen sein wird.“ Wenn man aber das alles zusammenfaßt, wie verhält sich's dann mit der Judenmission? Steht sie nicht fast auf denselben Füßen, wie die Emanzipation? Jene wollen aus Schwachheit und falscher Nachgiebigkeit das Volk emanzipiren, und haben Gottes Ordnung wider sich; diese wollen, soll ich sagen aus falschem Eifer, Israel bekehren, und haben die göttliche Verheißung nicht dazu; denn nach dieser ist es jetzt noch nicht an der Zeit. Ist nun nicht beides Vermessenheit? Ist nicht auch der geringe, ja ich möchte sagen der

fast unmerkliche Erfolg der Judenmission ein Beweis, daß das Werk wider Gottes Verheißung angefangen ist? Aus diesem Handel sollst Du mir helfen, und da magst Du nur das Licht recht helle putzen, denn in dieser Ecke ist es am finstersten.

Sodann bitte ich Dich, den letzten Theil Deines Briefes noch ein wenig weiter auszuführen, denn ich denke Du wirst ja nun wieder ruhig Blut genug haben, daß du einen ordentlichen Schluß machen kannst. Ich wollte nämlich gerne, daß Du mir die Folgen eines Emanzipationsgesetzes noch handgreiflicher machtest, vor denen Du so große Furcht zu haben scheinst, und ob's kein Widerspruch ist, daß Du dabei zugleich behauptest, alle Gesetze und Befehle könnten hierbei nichts helfen. Ich merke wohl etwas, wo Du hinaus willst, und daß es in Frankreich anders sein muß, als bei uns, kann aber nicht recht darüber in's Klare kommen; schon weil ich für meine Person zu wenig mit den Juden zu verkehren habe.

Doch mich drückt noch eine andere Frage. In meinem vorigen Briefe bin ich schon darauf gekommen, daß Israel nichts mehr von der Herrlichkeit seines vorigen Gottesdienstes hat, keinen Tempel, keinen Hohenpriester, kein Opfer. Nichts ist geblieben, als etliche bloße Ceremonieen. Nun läßt sich's doch nicht leugnen, daß es unter den Juden sehr viele kluge und gelehrte Leute giebt, ja in den Dingen dieser Welt sind sie zumeist alle klüger,

als wir Christen. Wie kann nun aber ein Mensch, der seinen Verstand hat, das für einen vernünftigen Gottesdienst halten, kein Schweinefleisch essen, oder den Sabbath kein Licht anstecken und dergleichen mehr. Wenn's denn nur noch irgend eine innerliche Bedeutung hätte! Aber ein Jude frägt in solchen Dingen nicht nach dem Grunde, oder begnügt sich mit den allererbärmlichsten Erklärungen. Neulich traf ich in der Stadt im Wirthshause einen, der spielte den ganzen Tag Karte, denn es war der Todestag seines Vaters und da hatte er Fasttag. Er aß nichts; aber über dem Spielen wollte er den Hunger vergessen. Kurz vorher war ihm seine Frau gestorben und als einer frug, ob er denn diesen Todestag auch feiere, sagte er: Nein, nur den des Vaters. Als wir nun weiter wissen wollten, warum, sagte er: Weil man eine Frau wiederkriegen kann, aber einen Vater nicht. Und das schien ein ganz vernünftiger Mann zu sein. Was ist das aber für ein Treiben? Das Fasten wollte ich mir wohl gefallen lassen, wenn er den Tag heiligen und mit ernstem Nachdenken hinbringen wollte; aber so sind die Juden, sie rauchen am Sabbath keinen Taback, aber damit ja Keiner denken soll, jenes Verbot hätte den Grund, jede Zerstreuung zu verhüten und zur stillen Einkehr zu verhelfen, so treiben sie die entgegengesetzten Dinge desto toller und laufen den ganzen Tag auf den Gassen herum und machen

sich kein Bedenken zu tanzen und zu spielen. Das sollst du mir nun alles erklären.

Du wirst aber wohl merken, daß hinter dieser Frage noch eine andere steckt. Ich sagte zwar in meinem ersten Briefe, daß es sich das Christenvolk auch annehmen könnte, daß in der Schrift stünde: Du sollst nicht ackern mit Ochs und Esel zugleich; aber ehrlich gestanden, ich kann mir nicht so recht erklären, daß alle diese Ceremonieen wirklich von Gott eingesetzt sein sollten; oder vielmehr ich kann nicht begreifen was der liebe Gott davon haben soll, den Juden bis ins Kleinlichste vorzuschreiben, alles was sie thun und lassen sollen. Du siehst, daß Du mir viel zu beantworten hast. Aber ich weiß, daß Du es gern thust. Darum bist Du auch mein lieber Vetter, und ich bin und bleibe

Dein ꝛc.

Der Kantor an den Schulzen.

M. den 4. December 1844.

Mein lieber Vetter Aesop!

Wenn Dir einmal wieder die Lust ankommen sollte Fabeln zu machen, so rathe ich Dir doch, daß Du Deine Vergleiche lieber aus der Thierwelt nimmst, denn wenn ich auch nicht glaube, daß Dir irgend ein rechtschaffener Meister der beiden ehrsamen

Zünfte das, was Du gesagt hast, übel nehmen wird, so brauchst Du doch in's Künftige nicht mehr so lange Vorreden zu machen und Ehrenerklärungen abzugeben. Uebrigens paßt Deine Fabel ganz artig, und ich möchte Deine Auslegung dazu etwa noch mit den Worten vervollständigen, daß bei dem Volke ein natürlicher Widerwille gegen jede unnatürliche Vermischung mit dem fremden Geschlechte vorhanden ist, der sich in seinen gemeinsten und rohesten Persönlichkeiten zwar auch auf gemeine und rohe Weise äußert, den wir aber doch nicht so über die Achsel ansehen dürfen. Ich verstehe das Sprüchwort: »Volkes Stimme ist Gottes Stimme,« nicht so, als ob alles, was das Volk sagte und begehrte, recht und gut sei; doch aber läßt sich nicht leugnen, daß Gott, der die Herzen der Völker lenkt wie Wasserbäche, seinen Willen auch in der Stimme des Volks zu erkennen giebt. Ich halte auch dafür, daß ein Emanzipationsgesetz erst diesen Widerwillen recht zum Vorschein bringen würde, denn er spricht sich immer noch zu deutlich im ganzen Volksleben aus, und man braucht zum Exempel nur das Verhältniß zwischen einem jüdischen Herrn und seinem christlichen Knecht oder Tagelöhner anzusehen; denn die Beiden kommen nimmermehr in die rechte Stellung zu einander, und man weiß oft nicht, wer der Herr ist.

Was Deinen Brief sonst anbetrifft, so werde ich diesmal den umgekehrten Weg einschlagen und

ihn von hinten her beantworten. Ich hätte aber nicht geglaubt, daß es auf Deinem Grund und Boden noch so vielerlei Winkel giebt.

Die zehn Gebote sind die ewig gültigen Reichsgesetze Gottes, welche derselbe in der majestätischen Offenbarung auf dem Berge Sinai zuerst dem Volke Israel unter Blitz und Donner gegeben hat. Denke Dir nun, Gottlieb, das jüdische Volk in seinem Lande wohnend, und seinem täglichen Verkehre nachgehend. — Sein Gott, Jehovah, wohnt in einem unzugänglichen Lichte; seine Verehrung ist auf den Tempel zu Jerusalem beschränkt, dahin alles Volk nur dreimal des Jahres zieht; sein geoffenbarter Wille spricht blos: »du sollst und du sollst nicht.« Es ist das eine Religion von außen her und nicht von innen heraus, eine Religion, an der sich der Wille des Menschen brechen soll, nicht die ihn im innersten Herzensgrunde bestimmen kann; — eine Religion, die die Seligkeit erwerben und verdienen läßt, nicht die sie frei umsonst schenkt. Bei einem Gesetze nun, das als eine fremde Macht außer uns steht, das noch nicht die in uns verborgene Triebfeder all unsres Handelns geworden ist, bedarf das menschliche Herz einer fortwährenden Mahnung an dasselbe. Wer daher die ganze Geschichte des jüdischen Volkes im alten Testamente als die große Beweisführung Gottes gegen die Menschen ansieht, ob dieselben aus eigener Kraft dem göttlichen Willen gemäß leben und han-

deln können, und hat nur einigermaßen das Wesen der menschlichen Natur begriffen, der wird gar bald finden, daß es die höchste Weisheit Gottes ist, die das Ceremonialgesetz mit einkommen ließ, um den Juden das Halten jener ewigen Reichsgesetze zu erleichtern.

Der Israelit konnte nichts thun oder lassen, weder aufstehen, noch sich niederlegen, weder das Feld bestellen noch eine andere Handthierung treiben, weder essen noch fasten, ohne daß ihm das Ceremonialgesetz überall hemmend in den Weg trat, wie ein Fingerzeig Gottes auf den Bund deutend, den Er mit ihm gemacht, wie ein Denkstein, ihn zu erinnern, daß er gelobt habe, nach den Geboten des Herrn zu wandeln. Und damit hast Du den ganzen Zweck der beigegebenen äußerlichen Satzungen. Weckstimmen sollten sie sein an den Thürpfosten und an den Kleidern, zu gedenken der Stimme vom Sinai; abhalten sollten sie von jeder verderblichen Vermischung mit den heidnischen Nationen umher. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet wird Keinem das Ceremonialgesetz lächerlich erscheinen. Und fragst Du nach Ziel und Ende desselben? Wie das ganze Gesetz nur dazu hat dienen sollen, die Sünde mächtig zu machen, der Zuchtmeister auf Christum zu werden, das heißt, die Welt zur Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit, und also zur Erlösungsbedürftigkeit zu bringen: so mußten auch jene Satzungen in ihrer Aeußerlichkeit als alt und über=

jahrt aufhören und weggeworfen werden, da mit dem Evangelium die neue Ordnung der Dinge begann. Denn nun wissen wir, »daß durch des Gesetzes Werke kein Fleisch gerecht wird,« nun ist Der gekommen, der da spricht: »Siehe, ich mache alles neu,« nun steht das Gesetz nicht mehr als eine Macht gegen uns, sondern die Gerechtigkeit kommt aus dem Glauben durch den Glauben, und das Gesetz ist geschrieben in unsere Herzen, das heißt, ist das Gesetz unseres Herzens geworden, die Quelle, aus der alle unsere Handlungen fließen sollen. Nun sind wir Kinder und nicht mehr Knechte, darum brauchen wir den Zwang des Ceremonialgesetzes nicht mehr. Jene aber mußten ihn haben, und hatten ihn zum Segen.

Du fragst aber weiter wie es möglich ist, daß die Juden sich mit diesem Schatten des Ceremonialgesetzes begnügen können, das sie noch dazu in seiner ganzen Ausdehnung nicht mehr befolgen können. Der Grund ist ein doppelter. Einmal liegt es zu sehr in dem Wesen der hochmüthigen Menschennatur, daß sie die Seligkeit nicht geschenkt haben, sondern sich verdienen will, daß sie das Wort Gnade nicht leiden mag. Und was der Herr zum Segen gegeben hat, das gebraucht die Sünde der Menschen nur zu oft zum Fluche, das weißt Du ja wohl. So geschah's mit dem Ceremonialgesetze. Unter der Wucht der zehn Gebote brechen die Menschenschultern zusammen, aber jene blos äußerlichen Satzun-

gen halten zu können ist zwar schwer, doch nicht unmöglich. Darum machte der verkehrte Sinn der widerspenstigen Natur die Nebensache zur Hauptsache, und umgekehrt. Christus mußte über die Pharisäer seiner Zeit klagen, „ihr verzehntet den Till und die Münze, und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz,“ und noch heute stirbt mancher jüdische Rabbi auf dem Paradebette seiner treu gehaltenen väterlichen Satzungen; noch heute brüstet sich der Jude mit der Menge seiner Ge- und Verbote, selbst wenn er sie nicht hält, gegen das freie und ungezügelte Leben so vieler Christen. Daß es Unvernunft ist, durch solch äußerlichen, todten Gehorsam, der in der jetzigen Nacktheit der jüdischen Ceremonieen erst recht unvernünftig erscheint, sich bei Gott etwas verdienen zu wollen — Gottlieb — es ist allemal Unvernunft, wenn ein Mensch meint mit den armseligen Lumpen seiner eigenen Gerechtigkeit vor dem allheiligen Gotte bestehen zu können, und doch meinen's so Viele unter den Unsrigen.

Aber wir reichen bei den Juden mit diesem Grunde nicht aus, denn Viele unter ihnen wollen von dem Ceremonialgesetze wirklich nichts mehr wissen. Darum liegt außer jener Neigung zur Selbstgerechtigkeit, die sie mit allen Menschen gemein haben, der Handlungsweise der Juden noch insbesondere jener Trotz des Willens, jene Härtigkeit des Herzens, jener Starrsinn der Meinung, jenes Gericht der Verstockung zum Grunde, welche

das heilige Wort Gottes ihnen vorher verkündigt hat. Sie sehen und erkennen es nicht, sie hören und vernehmen es nicht.

Und nun zu Deiner Frage über die Judenmission. Gottlieb sieh zu, daß Du auf festen Füßen und bei gewissem Grunde bleibst. Traktire nur Dein 11tes Kapitel im Römerbriefe fleißig. Da heißt's: »Gott kann sie wohl wieder einpfropfen!« Ich gebe zu, daß keine Verheißung da ist, die uns einen Erfolg, eine Hülfe in der Kürze zusichert, soll aber darum das ganze Werk liegen bleiben? Soll die Kirche Israel den Rücken kehren und es verachten, so sie doch bekennt, »das Heil kommt von den Juden?« Daß ich's kurz sage, eine Judenmission muß da sein, sie ist eine heilige Pflicht der Kirche, damit dieselbe ein fortwährendes, öffentliches Zeugniß ablege, daß ihr Israel am Herzen liegt, und daß es ihre Schuld nicht ist, wenn der Schaden Josephs noch nicht geheilt ist. Eine Judenmission muß da sein, damit die todte, abgestandene Masse des heutigen Judenthums nicht vollends in Fäulniß gerathe, sondern in Gährung gesetzt werde. Die Judenmission soll der Sauerteig sein, und die christliche Kirche das Weib, das ihn unter das Mehl mengt, bis daß es gar durchsäuert werde. Das ist zunächst ihr Zweck, und wenn man den vor Augen hat, so rechnet man nicht nach Zahlen, wie viel oder wie wenig bekehrt werden, und sieht nicht auf Erfolge. Ja, es läßt sich nicht leugnen, daß es wirklich

schon zu gähren anfängt in Israel, und die jetzigen Bewegungen sind ein Zeichen der Zeit. Das sind Blasen die bei jedem Gährungsprozesse aufsteigen müssen, um zu zerplatzen. Gott aber gebe Nachdruck hinterher, damit das Gemisch sich scheide, die Blasen recht steigen, die Hefen sich zu Boden setzen, und ein reiner, heller Wein sich abkläre.

Endlich noch einige Ergänzungen zu dem Schlusse meines vorigen Briefes. Ich war zu warm geworden in Betracht der höheren geistigen Interessen, die in Folge eines Emanzipationsgesetzes nothwendig mit Füßen getreten werden müßten, als daß ich mit Ruhe von den zunächstliegenden und in das bürgerliche Leben eingreifenden Nachtheilen hätte reden können. Ich wollte sagen, in constitutionellen Staaten ist alles mehr vom Volke abhängig, und daher willkürlicher. Selbst die Regierung muß sich bei der Anstellung ihrer Beamten nach dem Willen des Volkes richten, wenigstens der obersten, von denen wieder die untern abhängig sind. In monarchischen Staaten dagegen geht alles mehr einen geordneten Gang, und wer zu etwas berechtigt ist, kommt auch zu etwas, wie denn überhaupt jene Verfassungen vielmehr der Willkür Thor und Thür öffnen, als die unbeschränkte Monarchie, so wenig das auch von den modernen Freiheitsmännern anerkannt wird.

Wenn daher bei uns von oben herab ein solches Gesetz wirklich ausgesprochen würde, so würde es

auch in Kraft treten; das heißt, die Juden müssen dann Bürgermeister, Landrath, Rittergutsbesitzer, General und Minister nicht blos werden können, wie in Frankreich, sondern auch wirklich werden. Ich behaupte nun immer noch, daß dieselben damit keineswegs wahrhaftig emanzipirt sind, denn die Verachtung und der Widerwille des Volks würde nicht gehoben, sondern nur gesteigert werden, gewiß aber würden wir unter den Folgen eines solchen Gesetzes viel zu leiden haben. Ein deutsches Land hat vor hundert Jahren einmal einen Juden*) zum Minister gehabt, und das Volk flucht ihm noch heute!

Der Geist, der die Juden in ihrer Gesammtheit beseelt, ist der Schachergeist, wer will's leugnen? Wir finden bei ihnen ein viel festeres, gegenseitiges Zusammenhalten, als bei den Christen. Sie sind, unvermischt mit den Nationen unter welchen sie wohnen, eine große Familie geblieben, — der Druck früherer Jahre hat sie noch enger zusammengebracht, — sie verfolgen alle den einen Zweck, Geld zu erwerben, — so kommts, daß unter ihnen einer für den andern steht. Ihr Schachergeist nun, der durch kein Gesetz gezügelt wird, (denn sie halten das

---

*) Herzog Karl Alexander von Würtemberg überließ dem Juden Süß Oppenheimer die ganze Regierung, der sich jede Gewaltthat und Erpressung erlaubte. Als der Herzog 1737 plötzlich den Tod fand, wurde der Jude in einem Käfig an einen hohen Galgen gehängt.

Wuchern an fremden Völkern nach 5 Mos. 23. v. 20. für erlaubt,) hat ihnen bei aller frühern Bedrückung und Verfolgung das meiste Geld in die Hände gespielt, so daß wir Christen jetzt schon, ohne daß es vielleicht allgemein zum Bewußtsein gekommen ist, unter eine schmähliche Knechtschaft des jüdischen Geldes gerathen sind. Frage den Handelsstand darüber. Auf unsern Messen soll man's am besten inne werden können, daß dem so ist; da tritt die Macht der Juden am stärksten hervor. Ist es nicht eine Schande für die Christenheit: — — der Sonnabend ist allezeit der stillste Meßtag, alle Geschäfte ruhen, denn die Juden feiern; aber mit dem Sonntag früh geht ein Treiben los, als müßte nun das Versäumte nachgeholt werden. Aber unser Handelsvolk fühlt diese Schmach nicht einmal. Wer in Noth steckt, muß von den Juden borgen, so geht's jetzt schon bei uns zu, und nicht blos beim armen Handwerksmann — das hebt unten an, und hört erst ganz oben wieder auf. Unsere Staatsschulden stehn zumeist in der Juden Büchern. So sind wir Christen den Juden zinsbar geworden. Unser Christenvolk muß den Juden alle niedrigen, gemeinen und schweren Handarbeiten verrichten. Du wirst nie finden, daß ein armer Jude bei einem Christen als Knecht oder Magd sich verdingt, selten geschieht's bei einem seiner Glaubensgenossen, er hält für dergleichen Dienste zu hoch von sich. Ich habe einem Juden Holz geschenkt, der mit seiner

Familie am Erfrieren stand, aber er ließ es sich von einem Christen wegtragen. Dagegen dienen die Christen in Masse bei den Juden, und selbst der zerlumpte Schacherjude hält sich eine christliche Magd. Ist das nicht Knechtschaft? Und das geschieht jetzt! Was würde werden, wenn die Juden auch in die öffentlichen Aemter gelangen könnten?

Mit unsrem Volke gleichgestellt zu werden, dahin steht der Sinn der Juden nimmermehr — sie halten sich für die Bevorzugten — Drescher, Tagelöhner, Holzhacker, Schiffsknechte, Bergleute wollen sie nicht werden; der ärmste Jude wird das nicht; nicht einmal Grobschmied, Maurer, Zimmermann und dergl. Wollen sie ja in ein Handwerk, so ist's sicher nur eins, das mit dem Handel verbunden ist, bei welchem der Schachergeist also freien Spielraum hat. Aber nach unsern Ehrenstellen gelüstet ihnen; obenanstehen, herrschen möchten sie gern. Und wir sollten dem ruhig zusehen! Sollten unsere theuersten Vorrechte muthwillig verschleudern, freiwillig den Nacken unter ein fremdes Joch beugen! Das sei ferne! Würde es aber anders kommen, wenn die Juden emanzipirt würden?

Wie verhältnißmäßig wenige christliche Familienväter haben die Mittel, ihre Kinder studiren lassen zu können! Blicke auf die Dörfer und Städte, auf die Noth und Armuth umher, auf die Menge der dienenden Klassen, wie wenige sind solcher Begüterten im Vechältniß zu der Gesammtheit der Be-

völkerung. Wie ganz anders ist das bei den Juden. Hier sind volle Beutel, müßige Hände und verschlagene Köpfe vollauf. Und wenn die Juden erst auf alle Anstellungen rechnen könnten, so läßt der reiche Jude, der nicht selbst Kinder genug hat, die armen Verwandten studiren, um nur recht viele von seinem Volke in den Staatsdienst zu bringen. Wie ungleich würde darum bald die Besetzung der öffentlichen Aemter werden? — Denke Dir aber einmal jüdische Landräthe, Gerichtspersonen, Edelleute — was meinst Du was da werden würde? Sollen wir den Sonnabend keinen Kauf mehr abschließen können, und mit unsern Klagen den Sonntag vor den Richter beschieden werden! Sollen wir vor einem jüdischen Gerichtsamtmann im Namen unseres Herrn und Heilandes schwören! Wir klagen jetzt schon, als über einen traurigen Uebelstand, daß unsere Domainen, Amthöfe und Rittergüter nicht mehr im Besitze von Edelleuten, oder edlen Leuten, was gleich sein sollte, sind, die sie selbst bewirthschaften, und daß die Menge der Pächter und Amtleute in Folge der schweren Pacht, die sie geben müssen, auf das arme Volk los schinden und plagen; was würde werden, wenn die Juden auch dahineingerathen sollten! Wehe dem Lande, das die Emanzipation begehrt, wenn ihm sein Begehren erfüllt würde! Doch Gott sei Dank, noch begehrt sie unser Land nicht; es ist nicht die Stimme des Volkes, die in den Zeitungen laut geworden ist. Unser

Herrgott behüte uns auch in Gnaden davor. Das wünscht von Herzen

Dein ꝛc.

Postscriptum. Noch einmal auf Deine Fabel zu kommen, was willst Du denn eigentlich mit der dritten Strophe des vorletzten Verses sagen? Ich merke, daß es etwas Besonderes sein soll, weiß aber nicht was? und muß Dich bitten, Dich ein andermal faßlicher auszudrücken.

Der Obige.

Der Schulze an den Kantor.

St., den 11. December 1844.

Lieber Herr Vetter!

Mit der Judengeschichte denke ich nun auf's Reine gekommen zu sein und wollte nur, daß ich gleich allen Juden auf der Welt dasselbe antworten könnte, was ich dem reichen Nathan seinem Sohn geantwortet habe, der am vergangenen Freitag um meine Wolle handelte. Herr Schulze, sagte der nämlich, als wir so über allerhand sprachen, ihr seid ein rechtschaffener, braver Mann und gebt nichts auf die Person, das red't euch das ganze Dorf nach, darum wollte ich wohl wissen, was ihr dazu meint, ob's auch recht ist, daß unsere Leute

dieselben Abgaben und Steuern geben müssen, als die Christen, aber nicht dieselben Rechte genießen sollen und in kein öffentliches Amt kommen können, sondern immerfort unterdrückt werden. Was meint ihr? Ich hatte aber eben erst Deinen Brief erhalten, und er war drum gerade an den rechten Mann gekommen.

Zuerst griff ich in die Tasche und nahm gemächlich eine Prise, damit der Jude einsehen sollte, ich spräche nicht im Eifer, sondern es wäre meine wohlbedachte Meinung. Herr Nathan, antwortete ich ihm dann, ich bin ein alter Mann und habe mancherlei in der Welt erfahren, daß ich ihm wohl einen guten Rath geben kann, wenn er's annehmen will. Lasse er sich damit begnügen, daß er jetzt in Frieden herkommen kann und kauft meine Wolle und meines Nachbars seine und weiter im Dorfe herum, und daß, wenn er sie zusammen hat, ein armer Tuchmacher, oder sonst wer, der nicht so viel Geld hat, um es ihm nachmachen zu können, von ihm den Stein mit so und so viel Thaler Profit wieder abholen muß, obgleich er's bei uns billiger haben könnte, und begehre er nichts mehr, und sage er seinen Glaubensgenossen, der alte Schulze Gottlieb ließe ihnen allesammt zu wissen thun, sie sollten stille sitzen bleiben, wo sie säßen, und von gleichen Lasten und Rechten kein Gerede weiter machen, er mei te es gut mit ihnen. Ich bin kein Prophet, aber das will ich ihm sagen, wenn's seine Leute so

fort treiben, so kriegen sie über kurz oder lang einmal wieder was über's Ohr, denn sie werden mir jetzt zu mausig. — Gleiche Lasten, gleiche Rechte, sagt er, das heißt so viel als, wer mein Korn gemäht hat, der soll's auch dreschen. Gut, den Satz lasse ich gelten und wir können's gleich einmal probiren. Er kann mit hinaus kommen und den Mistwagen beladen helfen, oder weil er ein vornehmer Herr ist, so schicke er mir doch, da uns der liebe Gott heuer genug gesegnet hat, ein Dutzend arme Juden heraus, die sollen mit dreschen helfen, was meint er? Ich will ihm eins sagen. Ihr habt euch mit eurem Gelde geemanzipirt genug! Unser armes Volk muß euch Knechte- und Mägdedienste verrichten — der zerlumpteste Jude thut das keinem Christen; aber wir lassen's uns gefallen. Wir sehen's ruhig mit an, daß das Vieh bei unsern Schlächtern von euch geschochten und beschnitzelt, begriffen und besiegelt wird, und essen's doch, ja essen das Stück Vieh, das ihr für unrein haltet und nicht haben wollt, nachdem ihr dran rum gewirthschaftet habt; — drum laßt's gut sein und stört nicht in das Wespennest, es könnte einmal unsrem Volke einfallen, daß das gleiche Rechte wären, wenn der Ochse, den ihr nicht wollt, auf eure Kosten auf den Schindanger gefahren und verscharrt werden müßte, statt daß ihn unser Volk ißt, und so noch mancherlei mehr. Ich meine, ihr haltet, was ihr habt; der Geldbeutel in der Hand ist besser, als

die Ehre die kommen soll. Ich bin ein friedliebender Mann und unser Volk ist's im Ganzen auch, drum rath' ich, lasst alles beim alten — hier ist meine Wolle — wenn er 11 Thaler für den Stein giebt, so ist sie sein und wenn ich nach der Stadt komme, so will ich von seinem Vater Tuch zum Rock für meinen Jüngsten kaufen, wenn wir Handels eins werden können; aber laßt euch die Amtmannsgedanken und den geheimen Rath vergehen, es möchte sonst einmal eine Zeit kommen, wo ihr mit Schmerzen wieder alles auf dem alten Fleck haben wolltet. Das habe ich ihm geantwortet, und der Jude hat die Wolle behalten und das Geld gezahlt und hatte keine andere Sorge, als daß ich die 4 Ellen Tuch etwa doch von Jemand anders kaufen würde.

Du siehst, daß ich Deinen Brief gut verdaut habe; aber über das Postscriptum, das du hinterher gemacht hast, habe ich den Kopf schütteln müssen. Vetter, Du siehst den Wald vor lauter Bäumen nicht; aber wer mich an meiner Dichterehre angreift, der hat die kitzlichste Stelle getroffen. Ich sollte meinen, ein Kind könnte merken, daß ich an dem Ort auf die »aparte Physiognomie eines Schuhmachers von der Kehrseite« gezielt habe. Oder weißt Du noch nicht, daß die mancherlei Arbeiten der verschiedenen Handwerker auch ihre mancherlei Einflüsse und Eindrücke auf die Körperbeschaffenheit der Arbeitenden haben? Kannst Du im

Ernst einen Schuhmacher- oder Bäckergesellen nicht schon von weitem erkennen? Fast scheint's so. Nun so will ich denn für all das Licht, welches Du mir aufgesteckt hast und für welches ich Dir herzlich dankbar bin, versuchen, Dich in diesen Stücken auch einmal klug zu machen, so viel mir in aller Eile gerade beifällt, damit Du Menschenkenntniß lernst.

Bei dem Schuhmacher haben sich in Folge des steten Sitzens und des harten Schemels, diejenigen Theile des Körpers besonders kräftig entwickelt, welche mit dem Dreibein am meisten in Berührung kommen; dabei sind die Kniee dick, von der Arbeit darauf, die Kniekehlen eingeknickt, die ganze Front des Körpers etwas zusammengesunken und schlottrig. — Bei dem Bäcker gehen die Füße von den Schienbeinen an auswärts, denn die Knieen haben sich nach innen zusammengedrückt vom Einschieben und Ausholen des Brodes, wo er sich mit denselben gegen den heißen Ofen spreizt. Der Drechsler und der Scheerenschleifer heben beim Gehen den rechten Fuß höher und schleppen den linken nach; — der Seiler geht nach dem Essen rückwärts vom Tische zur Thür hinaus und dreht sich auch sonst im täglichen Leben kaum halb so oft um, als ein gewöhnlicher Mensch, da er rückwärts so sicher geht als vorwärts; — der Schmied hat von dem Kohlenstaube die weißesten Zähne, aber eine schwärzliche Hautfarbe, dabei die härtesten Hände. Bei

dem Tischler finden sich an den Händen, wo der Hobel sitzt, harte Hornballen; — bei dem Müller haben sich die Knöchel, die Waden und die Sehnen der Kniekehle unverhältnißmäßig stark ausgebildet, weil sich auf diese Theile der Körper beim Tragen der schweren Säcke am meisten stützt, dabei hat sich der Rücken gesenkt und ist rund und breit geworden; — bei dem Gerber hat sich von der harten Arbeit am Schabebaum die Fülle der Kraft zwischen den Schultern angesammelt und der Kopf hängt vorn über. Der Zimmermann stellt den rechten Fuß vor, die ganze Haltung des Körpers ist etwas schräg geschoben und der Blick gerade aus, als visirte er eben auf seiner Schnur! — der Färber ist gleich an den Händen — der Fleischer am Gange zu erkennen, — nur der Schneider allein scheint der Glückliche zu sein, der von dem allgemeinen Loose der übrigen Handwerker frei geblieben ist. Die Nadel hat keinen verunstaltenden Eindruck auf seinen zarten Organismus hervorbringen können, er schreitet leicht und zierlich einher, als gälte ihm das Wort nicht: »Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen.« Vielleicht ist eben diese Bevorzugung der Grund, warum die übrigen Zünfte dem Guten beständig etwas anhaben. Der Barbier schleudert beim Gehen mit dem rechten Arme und trägt den einen Fuß stark einwärts, je nachdem er sich gewöhnt hat den rechten oder den linken an das Stuhlbein des Kunden zu setzen.

Der Weber würde das Kennzeichen des Schuhmachers vollkommen haben, wenn seine schmächtige Constitution so kräftige Lebensäußerungen zu geben vermöchte. Vorn ist er wie jener in der Haltung zusammengefallen, auf den ersten Blick aber durch die bleiche Gesichtsfarbe, die zarten Hände, die spitzen Finger und die dünnen Beine zu unterscheiden.

So tragen sie Alle ihre Wahrzeichen und Erkennungsmerkmale an ihren Leibern mit sich herum, und ich könnte noch gar viel sagen, doch ich will schweigen; nur zum Beschluß noch einen — — ein Schulmeister — nun der weiß alle Dinge — nur die man im täglichen Leben am nothwendigsten braucht am allerwenigsten — er giebt gern guten Rath, und der Rath ist auch allezeit gut — nur für den gemeinen Gebrauch selten zu benutzen — dabei hofmeistert er gern — mutzt andern ehrlichen Menschen die Worte auf — aber er ist und bleibt mein liebster Vetter.

Der ich die Ehre habe zu sein mit Gut und Blut bis in den Tod

Dein ꝛc.

Räthsel.

1.

Zwiefach geringelt ist mein Leib,
Doch bin ich keine Schlange,
Drum sei bei unsrem Zeitvertreib
Dem Leser gar nicht bange!
Nur sitzt mir links ein böses Weib,
Als Nachbarschaft schon lange,
Die mag mit ihren Keifereien,
Wer freien möchte, ja nicht freien.

Wer mich noch nicht errathen mag,
Ich bin zu mehr erbötig!
Groß bin ich nicht, das liegt am Tag',
Drei Zeichen nur sind nöthig;
Blos, wenn des Kaisers Mund mich sprach,
Ich meine sonst, versteht sich,
So hatt' ich gar gewalt'ge Macht —
Doch hat mich Luther kühn verlacht.

2.

Ein bloßes e verändert viel —
Ich fresse Kraut mit Stumpf und Stiel,
Doch hängst du mir solch Zeichen an,
Ißt mit dem Brot mich Jederman.

3.

Die erste Silbe sieht man nicht,
Die zweite nimmt kein Auge wahr,
Das Ganz' ist gleichfalls unsichtbar:
Gewiß ein wunderlich Gericht!

Die Erste nagt mit scharfem Zahn
Ein jedes Ding auf Erden an;
Doch wie sie auch die Zähne wetzt,
Die Zweite bleibet unverletzt.

Das Ganze ist kein ehrlich Kind,
Die Erste säugt's als Frau Mama,
Man sagt, die Zweite wär' Papa:
Vergebe Gott ihm seine Sünd'!

4.

Es bleibt ganz unumstößlich wahr,
So oft ein Mensch bei Tag und Nacht
Mit seinem Fuß die Zweite macht,
Kommt er die Erste immerdar.

Die Zeit schreibt das sich hinter's Ohr,
Zieht große Meilenstiefeln an
Und schwatzt nun dem gemeinen Mann
Gar viel von ihrem Ganzen vor.

Nur Schade! unsre Zeit vergißt,
Daß Sumpf kein fester Boden ist.

5.

In die eine Silbe, mein lieber Rather,
Theilt jede beliebige Menge man ein,
Und soll die andre was nütze sein,
So muß sie den Glauben haben zum Vater.
Fügst du sie zusammen wie Eins und Zwei,
So nennen sie aller Gelehrsamkeit Wesen,
Doch wirst du wie Zwei und Eins sie lesen,
Schleppt man sie zu großen Bauten herbei.

6.

Sprichst du mich aus mit einem e,
Bin Medizin der besten Art
Ich für die lieben Kindlein zart:
Gut eingerieben thu' ich weh!

Doch ist das Kind ein Mägdlein gar,
So wünsch' ich, wächst es in die Höh',
Es werd' einmal, wie ohne e
Im grauen Alterthum ich war.

Inhalt des ersten Bandes.

Briefe von Gottlieb.

Seite

Eine Correspondenz zwischen Gottlieb und seinem Herrn Vetter über Preßfreiheit 1

Desgleichen über das neue Ehegesetz 13

Des Schulzen Gottlieb Erntefeier 30

Ein Brief an seinen Vetter, in welchem er von seiner großen Reise Nachricht giebt 68

An denselben über den Regen 79

An denselben über das Attentat vom 26. Juli 1844 . . 157

An denselben über den Hahnenschlag 162

Eine Correspondenz über Juden-Emanzipation 174

Vermischtes.

Flick- und Stückwerk aus dem Tagebuche des Schneidergesellen Franz Schwertlein &c. 86

Dem Andenken meines jüngsten Bruders 142

Gedichte.

Ein Lied beim Erntekranz zu singen (eingeschlossen) . . 32

Erntekranzrede (desgleichen) 38

Monatslieder. Altmeister Januar 42

» Der Hornung 46

» Der März (zum Frühjahrsanfang) . . 46

Seite

Monatslieder. Der April 48
" Der Mai 49
" Der Juni 51
" Der Juli (im Freien zu singen) 53
" Der August 56
" Der September (ein Lied für Kinder) . 58
" Der Oktober 61
" Der November 63
" Der December 65
Der Verbannte 123
Die Heimkehr 134
Des Schulzen Gottlieb Trinkspruch bei der Hochzeit des gnädigen Herrn 167
An meinen Bruder Franz 169
Eine Fabel, sammt beigefügter Applikation (eingeschlossen) 191
Räthsel 216
Auflösungen. 1. (7) 8. Acht. 2. Rind, Rinde. 3. Zeitgeist 4. Fortschritt. 5. Stückwerk, Werkstück. 6. Ruthe, Ruth.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jahn, Gustav,

Gesammelte Schriften

Bd.: 1

Stettin (1847)

Opp. 502 k-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604240-9